



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Hoffmann's sämtliche Werke

Hoffmann, E. T. A.

Paris, 1841

Das Fräulein von Seuderi.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-65878](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-65878)

nicht abschüttelt. Selbst nachheriger Beifall bleibt zweideutig, und schon mancher, dem dergleichen geschah, ist verzweiflungsvoll in die triste Sinode jener Dichtungen geflohen, die sich wie Schauspiele gebärden, indessen, wie der Autor auf das heiligste versichert, durchaus nicht für das Theater bestimmt sind."

"Ich gebe," sprach Theodor, "Euch beiden, Lothar und Vinzenz, aus tiefer Ueberzeugung vollkommen recht, daß es für einen Dichter, zumal aber einen Compensisten, ein gar gewagtes Spiel ist, ein Werk auf das Theater zu bringen. Es heißt sein Eigenthum Preis geben dem Wüde und den Wellen. Bedenkt man nehmlich, von welchen tausend Zufälligkeiten die Wirkung eines Stückes abhängt, wie oft der gedachte und wohlberechnete Effect irgend einer Stelle an dem Ungeschick eines einzigen Sängers, eines einzigen Instrumentalisten scheitert, wie oft —"

"Hört! hört!" unterbrach Vinzenz den Freund, "rufe ich wie die edlen Lords im englischen Parlament, wenn ein edler Lord im Begriff steht, recht aus der Schule zu schwagen. Theodor hat eben nichts im Sinn als die Oper, die er vor ein Paar Jahren aufs Theater brachte! „Da ich nun," sprach er, „ein Duzend mangelhafte Proben angeschaut habe, da noch selbst in der letzten Hauptprobe der Maestro mit meiner Partitur nicht ganz im Reinen war, so wie mit dem Verständniß des ganzen Werks überhaupt, so bin ich über die Zweideutigkeit des Schicksals, das gleich einer schwarzen Wolke über meiner Dichtung hängt, ganz betrubelt. Fällt mein Werk, so falle es denn! mir ist alle Besorgnis deshalb benommen, ich bin hinweg über alle Angst und Beklommenheit des Autors, und was dergleichen schöne Redensarten noch mehr waren. Genau, als ich am Tage der Aufführung meinen Freund sah, und die Zeit da war, nach dem Theater zu gehen, wurde er plötzlich leichenblau, lachte aber dabei ungemein, niemand wußte recht worüber, versicherte sehr heftig, beinahe habe er vergessen, daß seine Oper heute gegeben würde, wollte durchaus, als er den Ueberrock anzuziehen unternahm, den rechten Arm in den linken Kermel stecken, so daß ihm meine Beihülfe nöthig, rannte dann, ohne ein Wort zu sprechen, wie besessen über die Straße, und fiel, als in dem Augenblick, da er in die Loge treten wollte, der erste Afford der Auvature loszuschlug, dem erschrockenen Logenschleifer in die Arme, dann aber —"

"Still! still!" rief Theodor, "was meine Oper und deren Aufführung betrifft, so will ich Euch, sollt es Euch einmal wieder gemüthlich seyn über Musik zu sprechen, manches darüber sagen, aber heute kein Wort davon, kein einziges Wörtchen."

"Schon viel zu viel," nahm Lothar das Wort, "haben wir überdem über ein und dasselbe geschwätzt, und zum Schluß will ich nur noch bemerken, daß mir das Anekdotchen von Voltaire sehr wohl gefällt, der einmal als ein Trauerspiel — irr' ich nicht, so war es Zaire — gegeben werden sollte, über das Schicksal seines Werks in solch schrecklicher Angst war, daß er es gar nicht wagte, in das Theater zu gehen. Auf dem ganzen Wege von dem Theater bis zu seiner Wohnung waren aber Boten ausgesandt, die von Moment zu Moment ihm telegraphische Nachrichten von dem Gange des Stückes zubringen mußten, so daß er auf seiner Stube im Schlafrock alle Quaaln, alle Lust des Autors gemächlich zu empfinden im Stande war."

"Sollte," sprach Sylvester, "dies Anekdotlein nicht eine gute Theaterzene geben, und zugleich eine tüchtige Aufgabe für einen Schauspieler seyn, der die sogenannten Charakterrollen spielt? — Man denke sich Voltaire auf der Bühne — er empfängt die Nachrichten — „das Publikum ist unruhig!" — „Da," ruft er, „ist

es möglich, Deine Theilnahme zu erregen, leichtsinnig Volk!" — „Das Publikum applaudirt, schreit und Entzücken!" — „Da! wackre Franzosen, ihr verlorne Guern Voltaire und habt ihn!" — „das Publikum zischt, auch lassen sich Pfeifelein hören!" — „Vertrether, treulose! — das mir, das mir —"

"Halt, halt," rief Ottmar, "Sylvester macht sich hier in der Begeisterung des Beifalls, den er errungen, auf der Stelle ein ganzes Lustspiel, statt daß er als ein würdiger Serapionsbruder für uns sorgen und die Erzählung vorlesen soll, deren sehr anziehendes Stoff er mir vor einiger Zeit brieflich mittheilte, und die er, wie ich weiß, ausgearbeitet und mitgebracht hat."

"Wir haben," sprach Sylvester, "so eben an Voltaire gedacht, Ihr möget daher, meine theuren Serapionsbrüder, an sein Siècle de Louis XIV. und an dieses Zeitalter überhaupt selbst denken, aus dem ich die Erzählung entnommen, die ich demüthigst Eurem guten Aufnahmempfehle."

Sylvester las:

Das Fräulein von Scuderi.

Erzählung aus dem Zeitalter Ludwig des Vierzehnten.

In der Straße St. Honoré war das kleine Haus gelegen, welches Magdalaine von Scuderi, bekannt durch ihre anmuthigen Verse, durch die Gunst Ludwig XIV. und der Maintenon, bewohnte.

Spät am Witternacht — es mochte im Herbst des Jahres 1680 seyn — wurde an dieses Haus hart und heftig angeschlagen, daß es im ganzen Flur laut widerhallte. — Baptiste, der in des Fräuleins kleinem Haus halt Koch, Bedienten und Thürhüter zugleich vorstand, war mit Erlaubniß seiner Herrschaft über Land gegangen zur Hochzeit seiner Schwester, und so kam es, daß die Martiniere, des Fräuleins Kammerfrau, allein im Hause noch wachte. Sie hörte die wiederholten Schläge, es fiel ihr ein, daß Baptiste fortgegangen, und sie mit dem Fräulein ohne weitem Schutz im Hause gelassen sey; aller Frevol von Einbruch, Diebstahl und Mord, wie er jemals in Paris verübt worden, kam ihr in den Sinn, es wurde ihr gewiß, daß irgend ein Hausverwahrter, von der Einsamkeit des Hauses unterrichtet, da draußen tobe, und eingelassen ein böses Vorhaben gegen die Herrschaft ausführen wolle, und so blieb sie in ihrem Zimmer zitternd und zagend, und den Baptiste oermuthend sammt seiner Schwester Hochzeit. Unterdessen donnerten die Schläge immer fort, und es war ihr, als rufe eine Stimme dazwischen: „So macht doch nur auf um Christuswillen, so macht doch nur auf!" — Endlich in steigender Angst ergriß die Martiniere schnell den Leuchter mit der brennenden Kerze, und rannte hinaus auf den Flur; da vernahm sie ganz deutlich die Stimme des Anpochenden: „Um Christuswillen, so macht doch nur auf!" — „In der That," dachte die Martiniere, „so spricht doch wohl kein Räuber, wer weiß, ob nicht gar ein Verfolgter Zuflucht sucht bei meiner Herrschaft, die ja geneigt ist zu jeder Wohlthat. Aber laßt uns vorsichtig seyn!" — Sie öffnete ein Fenster und rief hinab, wer denn da unten in später Nacht so an der Hausthür tobe, und alles aus dem Schlafe wecke, indem sie ihrer tiefen Stimme so viel Männliches zu geben sich bemühte, als nur möglich. In dem Schimmer der Mondstrahlen, die eben durch die finstern Wolken brachen, gewahrte sie eine lange, in einen hellgrauen Mantel gewickelte Gestalt, die den breiten Hut tief in die Augen gedrückt hatte. Sie rief nun mit lauter Stimme, so, daß es der unten vernehmen konnte: „Baptiste, Claudi-

Pierre, steht auf, und seht einmal zu, welcher Lauge nichts uns das Haus einschlagen will!" Da sprach es aber mit sanfter, beinahe klagernder Stimme von unten herauf: „Ach! la Martiniere, ich weiß ja, daß Ihr es seyd, liebe Frau, so sehr Ihr Eure Stimme zu verschellen trachtet, ich weiß ja, daß Baptiste über Land gegangen ist, und Ihr mit Eurer Herrschaft allein im Hause seyd, macht mir nur getrost auf, befürchtet nichts. Ich muß durchaus mit Eurem Fräulein sprechen, noch in dieser Minute.“ „Wo denkt Ihr hin,“ erwiderte die Martiniere, „mein Fräulein wollt Ihr sprechen mitten in der Nacht? Wißt Ihr denn nicht, daß sie längst schläft, und daß ich sie um keinen Preis wecken werde aus dem ersten süßesten Schlummer, dessen sie in ihren Jahren wohl bedarf.“ „Ich weiß,“ sprach der Untenstehende, „daß Euer Fräulein so eben das Manuscript ihres Romans, *Celia* geheissen, an dem sie rastlos arbeitet, bei Seite gelegt hat, und jetzt noch einige Verse aufschreibt, die sie morgen bei der Marquise de Maintenon vorzulesen gedenkt. Ich beschwöre Euch, Frau Martiniere, habt die Barmherzigkeit, und öffnet mir die Thüre. Wißt, daß es darauf ankommt, einen Unglücklichen vom Verderben zu retten, wißt, daß Euer Freiheit, ja das Leben eines Menschen abhängt von diesem Augenblick, in dem ich Euer Fräulein sprechen muß. Bedenkt, daß Euer Gebieterin Jörn ewig auf Euch laßen würde, wenn sie erführe daß Ihr es waret, die den Unglücklichen, welcher kam, ihre Hülfe zu ersuchen, hartberzig von der Thüre wieset.“ „Aber warum spricht Ihr denn meines Fräuleins Mitleid an in dieser ungewöhnlichen Stunde? kommt morgen zu guter Zeit wieder,“ so sprach die Martiniere herab; da erwiderte der unten: „Rehrt sich denn das Schicksal, wenn es verderbend wie der tödtende Blitz einschlägt, an Zeit und Stunde? Darf, wenn nur einen Augenblick Rettung noch möglich ist, die Hülfe aufgeschoben werden? Öffnet mir die Thüre, fürchtet doch nur nichts von einem Glenden, der schußlos, verlassen von aller Welt, verfolgt, bedrängt von einem ungeheuern Geschick Euer Fräulein um Rettung ansehen will aus brotender Gefahr!“ Die Martiniere vernahm, wie der Untenstehende bei diesen Worten vor tiefem Schmerz hobete und schluchzte; dabei war der Ton von feiner Stimme der eines Jünglings, sanft und einbringend tief in die Brust. Sie schloß sich im Innersten bewegt; ohne sich weiter lange zu besinnen, holte sie die Schlüssel herbei.

So wie sie die Thüre kaum geöffnet, drängte sich ungestüm die im Mantel gehüllte Gestalt hinein und rief, der Martiniere vorbeisireitend in den Flur, mit wilder Stimme: „Führt mich zu Euerm Fräulein!“ Erschrocken hob die Martiniere den Leuchter in die Höhe, und der Kerzenschimmer fiel in ein todtes bleiches fürchtbar entstelltes Jünglingsantlitz. Vor Schrecken hätte die Martiniere zu Boden sinken mögen, als nun der Mensch den Mantel auseinander schlug, und der blanke Griff eines Stiletts aus dem Brusttasch hervorragte. Es bligte der Mensch sie an mit funkelnden Augen und rief noch wilder als zuvor: „Führt mich zu Euerm Fräulein, sage ich Euch!“ Nun sah die Martiniere ihr Fräulein in der dringendsten Gefahr, alle Liebe zu der theuren Herrschaft, in der sie zugleich die fromme, treue Mutter ehrte, flammte stärker auf im Innern, und erzeugte einen Muth, dessen sie wohl selbst sich nicht fähig geglaubt hatte. Sie warf die Thüre ihres Gemachs, die sie offen gelassen, schnell zu, trat vor dieselbe und sprach stark und fest: „In der That, Euer tolles Betragen hier im Hause paßt schlecht zu Euerm kläglichen Worten da draußen, die, wie ich nun wohl merke, mein Mitleiden sehr zu unrechter Zeit erweckt

haben. Mein Fräulein sollt und werdet Ihr jetzt nicht sprechen. Hat Ihr nichts böses im Sinn, dürst Ihr den Tag nicht scheuen, so kommt morgen wieder und bringt Eure Sache an! — jetzt schert Euch aus dem Hause!“ Der Mensch stieß einen dumpfen Seufzer aus, blickte die Martiniere starr an mit entsetzlichem Blick, und griff nach dem Stilet. Die Martiniere befaß im Stillen ihre Seele dem Herrn, doch blieb sie standhaft, und sah dem Menschen keck ins Auge, indem sie sich fester an die Thüre des Gemachs drückte, durch welches der Mensch gehen mußte, um zu dem Fräulein zu gelangen. „Laßt mich zu Euerm Fräulein, sage ich Euch,“ rief der Mensch nochmals. „Thut was Ihr wollt,“ erwiderte die Martiniere, „ich weiche nicht von diesem Platz, vollendet nur die böse That, die Ihr begonnen, auch Ihr werdet den schmachvollen Tod finden auf dem Greveplatz, wie Eure verruchten Spießgesellen.“ „Da,“ schrie der Mensch auf, „Ihr habt recht, la Martiniere! ich sehe aus, ich bin bewaffnet wie ein verruchter Räuber und Mörder, aber meine Spießgesellen sind nicht gerichtet, sind nicht gerichtet!“ — Und damit zog er, giftige Blicke schiefend, auf die zum Tode geängstete Frau, das Stilet heraus. „Jesus!“ rief sie, den Todesstoß erwartend, aber in dem Augenblick ließ sich auf der Straße das Geklirr von Waffen, der Huftritt von Pferden hören. „Die Marechaussee — die Marechaussee. Hülfe, Hülfe!“ schrie die Martiniere. „Entsetzliches Weib, Du willst mein Verderben — nun ist Alles aus, Alles aus! nimm! — nimm; gib das dem Fräulein heute noch — morgen wenn Du willst!“ — die leise murmelnd hatte der Mensch der Martiniere den Leuchter weggerissen, die Kerzen verloscht und ihr ein Kästchen in die Hände gedrückt. „Um Deiner Seligkeit willen gib das Kästchen dem Fräulein,“ rief der Mensch und sprang zum Hause hinaus. Die Martiniere war zu Boden gesunken, mit Mühe stand sie auf, und tappte sich in der Finsterniß zurück in ihr Gemach; wo sie ganz erschöpft, keines Lautes mächtig, in den Lehnstuhl sank. Nun hörte sie die Schlüssel klirren, die sie im Schloß der Hausthüre hatte stecken lassen. Das Haus wurde zugeschlössen und leise unsichere Tritte naheten sich dem Gemach. Fest gebannt, ohne Kraft sich zu regen, erwartete sie das Gräßliche; doch wie geschah ihr, als die Thüre aufging, und sie bei dem Scheine der Nachtlampe auf den ersten Blick den christlichen Baptiste erkannte; der sah leichenblau aus und ganz verstört. „Um aller Heiligen willen,“ fing er an, „sagt mir Frau Martiniere, was ist geschehen? Ach die Angst! die Angst! — Ich weiß nicht was es war, aber fortgetrieben hat es mich von der Hochzeit gestern Abend mit Gewalt! — Und nun komme ich in die Straße. Frau Martiniere, denk ich, hat einen leisen Schlaf, die wird's wohl hören, wenn ich leise und säuberlich anpoche an die Hausthüre, mich hineinflasse. Da kommt mir eine starke Patrouille entgegen, Reiter, Fußvolk bis an die Zähne bewaffnet, und hält mich an und will mich nicht fortlassen. Aber zum Glück ist Desgrais dabei, der Marechaussee-Lieutenant, der mich recht gut kennt; der spricht, als sie mir die Laterne unter die Nase halten: Si Baptiste, wo kommst Du her des Wegs in der Nacht? Du mußt sein im Hause bleiben und es hüten. Hier ist es nicht geheuer, wir denken noch in dieser Nacht einen guten Fang zu machen. Ihr glaubt gar nicht, Frau Martiniere, wie mir diese Worte aufs Herz fielen. Und nun trete ich auf die Schwelle, und da stürzt ein verhällter Mensch aus dem Hause, das blanke Stilet in der Faust, und rennt mich um und um — das Haus ist offen, die Schlüssel stecken im Schloße — sagt, was hat das Alles zu bedeuten?“ Die Martiniere, von ihrer Todesangst befreit, erzählte

wie sich Alles begeben. Beide, sie und Baptiste gingen in den Hausflur, sie fanden den Leuchter auf dem Boden, wo der fremde Mensch ihn im Entfliehen hinweggeworfen. „Es ist nur zu gewiß,“ sprach Baptiste, „daß unser Fräulein beraubt und wohl gar ermordet werden sollte. Der Mensch wußte, wie Ihr erzählt, daß Ihr allein wart mit dem Fräulein, ja sogar, daß sie noch wachte bei ihren Schriften; gewiß war es einer von den verfluchten Gaunern und Spigbuben, die bis ins Innere der Häuser dringen, alles listig auskundschaftend, was ihnen zur Ausführung ihrer teuflischen Anschläge dienlich. Und das kleine Kästchen, Frau Martiniere, das, denk ich, werfen wir in die Seine, wo sie am tiefsten ist. Wer sieht uns dafür, daß nicht irgend ein verruchter Unhold unserm guten Fräulein nach dem Leben trachtet, daß sie, das Kästchen öffnend, nicht todt niederfällt, wie der alte Marquis von Tourmay als er den Brief aufmachte, den er von unbekannter Hand erhalten!“ — Lange rathschlagend, beschlossen die Getreuen endlich, dem Fräulein am andern Morgen Alles zu erzählen und ihr auch das geheimnißvolle Kästchen einzuhandigen, das ja mit gehöriger Vorsicht geöffnet werden könne. Beide, erwägten sie genau jeden Umstand der Erscheinung des verdächtigen Fremden, meinten, daß wohl ein besonderes Geheimniß im Spiele seyn könne, über das sie eigenmächtig nicht schalten dürften, sondern die Enthüllung ihrer Herrschaft überlassen mußten.

Baptiste's Besorgnisse hatten ihren guten Grund. Gerade zu der Zeit war Paris der Schauplatz der verruchtesten Greuelthaten, gerade zu der Zeit bot die teuflischste Erfindung der Hölle die leichtesten Mittel dazu dar. Glafer, ein deutscher Apotheker, der beste Chemiker seiner Zeit, beschäftigte sich, wie es bei Leuten von seiner Wissenschaft wohl zu geschehen pflegt, mit alchymistischen Versuchen. Er hatte es darauf abgesehen, den Stein der Weisen zu finden. Ihm gesellte sich ein Italiener zu, Namens Exili. Diesem diente aber die Goldmacherkunst nur zum Vorwande. Nur das Mischen, Kochen, Sublimiren der Giftstoffe, in denen Glafer sein Heil zu finden hoffte, wollte er erlernen, und es gelang ihm endlich, jenes feine Gift zu bereiten, das ohne Geruch, ohne Geschmack, entweder auf der Stelle oder langsam tödtend, durchaus keine Spur im menschlichen Körper zurückläßt, und alle Kunst, alle Wissenschaft der Aerzte täuscht, die den Giftmord nicht ahnend, den Tod einer natürlichen Ursache zuschreiben müssen. So vorsichtig Exili auch zu Werke ging, so kam er doch in den Verdacht des Giftverkaufs, und wurde nach der Bastille gebracht. In dasselbe Zimmer sperrte man bald darauf den Hauptmann Gobin de Sainte Croix ein. Dieser hatte mit der Marquise de Brinwillier lange Zeit in einem Verhältnisse gelebt, welches Schande über die ganze Familie brachte, und endlich, da der Marquis unempfindlich blieb für die Verbrechen seiner Gemahlin, ihren Vater, Dreur d'Aubray, Civil-Lieutenant zu Paris, nöthigte, das verbrecherische Paar durch einen Verhaftungsbefehl zu trennen, den er wider den Hauptmann auswirkte. Leidenschaftlich, ohne Charakter, Frömmigkeit heuchelnd und zu Lastern aller Art geneigt von Jugend auf, eifersüchtig, rachsüchtig bis zur Wuth, konnte dem Hauptmann nichts willkommener seyn als Exilis teuflisches Geheimniß, das ihm die Macht gab, alle seine Feinde zu vernichten. Er wurde Exilis eifriger Schüler, und that es bald seinem Meister gleich, so daß er, aus der Bastille entlassen, allein fortzuarbeiten im Stande war.

Die Brinwillier war ein entartetes Weib, durch

Sainte Croix wurde sie zum Ungeheuer. Er vernachlässigte sie nach und nach, erst ihren eignen Vater, bei dem sie sich befand, ihn mit verruchter Heuchelei im Alter pflegend, dann ihre beiden Brüder, und endlich ihre Schwägerin vergiften; den Vater aus Rache, die andern der eignen Erbschaft wegen. Die Geschichte mehrerer Giftmörder giebt das entsetzliche Beispiel, daß Verbrechen der Art zur unwiderrstehlichen Leidenschaft werden. Ohne andern Zweck, aus reiner Lust daran, wie der Chemiker Experimente macht zu seinem Vergnügen, haben die Giftmörder Personen gemordet, deren Leben oder Tod ihnen völlig gleich seyn konnte. Das plötzliche Hinscheiden mehrerer Armen im Hotel Dieu erregte später den Verdacht, daß die Brode, welche die Brinwillier dort wärendlich auszutheilen pflegte, um als Muster der Frömmigkeit und des Wohlthuns zu gelten, vergiftet waren. Gewiß ist es aber, daß sie Laubenpasteten vergiftete und sie den Gästen, die sie geladen, vorsetzte. Der Cavalier du Guet und mehrere andere Personen fielen als Opfer dieser höllischen Mähigkeiten. Sainte Croix, wie Schälse la Chauffee, die Brinwillier wußten lange Zeit hindurch ihre gräßliche Unthaten in unüberwindlichen Schleier zu hüllen; doch welche verruchte List verruchter Menschen vermag zu bestehen, hat die ewige Wacht des Himmels beschlossene, schon hier auf Erden die Strafer zu richten! — Die Gifte, welche Sainte Croix bereitete, waren so fein, daß, lag das Pulver (poudre de succession nannten es die Pariser) bei der Bereitung offen, ein einziger Athemzug hinreichte, sich augenblicklich den Tod zu geben. Sainte Croix trug deshalb bei seinen Operationen eine Maske von feinem Glas. Das Ziel eines Tags, als er eben ein fertiges Giftpulver in eine Phiole schütten wollte, herab, und er sank, den seinen Staub des Giftes einathmend, augenblicklich zu Boden. Da er ohne Erben verstorben, eilten die Gerichtsherren herbei, um den Nachlaß unter Siegel zu nehmen. Da fand sich in einer Kiste verschlossen das ganze höllische Arsenal des Giftmörders, das dem verruchten Sainte Croix zu Gebote gestanden, aber auch die Briefe der Brinwillier wurden aufgefunden, die über ihre Unthaten keinen Zweifel ließen. Sie floh nach Lüttich in ein Kloster. Desgrais, ein Beamter der Marechaussee, wurde ihr nachgesendet. Als Geistlicher verkleidet, ergriff er in dem Kloster, wo sie sich verborgen, es gelang ihm mit dem entsetzlichen Weibe einen Liebesband zu knüpfen, und sie zu einer heimlichen Zusammenkunft in einem einsamen Garten vor der Stadt zu verleiten. Kaum dort angekommen, wurde sie aber von Desgrais Häschern umringt, der geistliche Liebhaber vernachlässigte sich plötzlich in den Beamten der Marechaussee, und nöthigte sie in den Wagen zu steigen, der vor dem Garten bereit stand, und von den Häschern umringt, gerade Wegs nach Paris abfuhr. La Chauffee war schon vorher enthauptet worden, die Brinwillier litt denselben Tod, ihr Körper wurde nach der Hinrichtung verbrannt, und die Asche in die Lüfte gestreut.

Die Pariser atmeten auf, als das Ungeheuer von der Welt war, das die heimliche mörderische Waffe immer strafbar richten konnte gegen Feind und Freund. Doch bald that es sich kund, daß des verruchten Sainte Croix's teuflische Kunst sich fort vererbt hatte. Wie ein unerschütterliches tückisches Geheiß schlich der Mord sich ein in die engsten Kreise, wie sie Verwandtschaft — Liebe — Freundschaft nur bilden können, und ergriffte sich so schnell die unglücklichen Opfer. Der, den man heute in blühender Gesundheit gesehen, wankte morgen krank um sich umher, und keine Kunst der Aerzte konnte ihn vom Tode retten. Reichthum — ein einträgliches Weib — genügte zur Verfolgung auf den Tod. Das grausame

Mistrauen trennte die heiligsten Bande. Der Gatte ätzte vor der Gattin — der Vater vor dem Sohn — die Schwester vor dem Bruder. — Unberührt blieben die Speisen, blieb der Wein bei dem Mahl, das der Freund den Freunden gab, und wo sonst Lust und Scherz gemalt, spähnten verwilderte Blicke nach dem verkappten Mörder. Man sah Familienväter ängstlich in entfernten Gegenden Lebensmittel einkaufen, und in dieser, jener schmutzigen Garküche selbst bereiten, in ihrem eigenen Hause teuflischen Verrath fürchtend. Und doch war manchmal die größte bedachteste Vorsicht vergebens.

Der König, dem Unwesen, das immer mehr überhand nahm, zu steuern, ernannte einen eigenen Gerichtshof, dem er ausschließlich die Untersuchung und Bestrafung dieser heimlichen Verbrechen übertrug. Das war die sogenannte *Chambre ardente*, die ihre Sitzungen unfern der Bastille hielt, und welcher la Regnie als Präsident vorstand. Mehrere Zeit hindurch blieben Regnie's Bemühungen, so eifrig sie auch seyn mochten, fruchtlos; dem verschlagenen Desgrais war es vorbehalten, den geheimsten Schlußwinkel des Verbrechens zu entdecken. — In der Vorstadt Saint Germain wohnte ein altes Weib, la Boisin geheissen, die sich mit Wahrsagen und Geistesbeschwören abgab, und mit Hülfe ihrer Spiegelgellen, le Sage und le Vigoureux, auch selbst Personen, die eben nicht schwach und leichtgläubig zu nennen, in Furcht und Erstaunen zu setzen wußte. Aber sie that mehr als dieses. Eritis Schülerin wie la Croix, bereizete sie wie dieser, das feine, spurlose Gift, und half auf diese Weise ruchlosen Söhnen zur frühen Erbschaft, entarteten Weibern zum andern jüngern Gemahl. Desgrais drang in ihr Geheimniß ein, sie gestand alles, die *Chambre ardente* verurtheilte sie zum Feuertode, den sie auf dem Grecoisplatz erlitt. Man fand bei ihr eine Liste aller Personen, die sich ihrer Hülfe bedient hatten; und so kam es, daß nicht allein Hinrichtung auf Hinrichtung folgte, sondern auch schwerer Verdacht selbst auf Personen von hohem Ansehen lastete. So glaubte man, daß der Cardinal Bony bei der la Boisin das Mittel gefunden, alle Personen, denen er als Erzbischof von Narbonne Pensionen bezahlen mußte, in kurzer Zeit hinsterben zu lassen. So wurden die Herzogin von Bouillon, die Gräfin von Soissons, deren Namen man auf der Liste gefunden, der Verbindung mit dem teuflischen Weibe angeklagt, und selbst François Henri de Montmorenci, Doudelle, Herzog von Luxemburg, Poix und Marschall des Reichs, blieb nicht verschont. Auch ihn verfolgte die furchtbare *Chambre ardente*. Er stellte sich selbst zum Gefängniß in der Bastille, wo ihn Louvois und la Regnie's Haß in ein sechs Fuß langes Loch einsperren ließ. Monate vergingen, ehe es sich vollkommen ausmittelte, daß des Herzogs Verbrechen keine Mitleid verdienen konnte. Er hatte sich einmal von le Sage das Peroskop stellen lassen.

Gewiß ist es, daß blinder Eifer den Präsidenten la Regnie zu Gewaltstreichen und Grausamkeiten verleitete. Das Tribunal nahm ganz den Charakter der Inquisition an, der geringfügigste Verdacht reichte hin zu strenger Sinkerkerung, und oft war es dem Zufall überlassen, die Unschuld des auf den Tod Angeklagten darzutun. Dabei war Regnie von garstigem Ansehen und heimlichstem Wesen, so daß er bald den Haß derer auf sich lud, deren Mäher oder Schützer zu seyn er berufen wurde. Die Herzogin von Bouillon, von ihm in Verhören gefragt, ob sie den Teufel gesehen? erwiderte: „Mich dünkt ich sehe ihn in diesem Augenblick!“

Während nun auf dem Grecoisplatz das Blut Schuldiger und Verdächtigter in Strömen floß, und endlich der heimliche Giftmord seltner und seltner wurde, zeigte sich ein Unheil andrer Art, welches neue Bestürzung

verbreitete. Eine Gaunerbande schien es darauf angelegt zu haben, alle Juwelen in ihren Besitz zu bringen. Der reiche Schmuck, kaum gekauft, verschwand auf unergreifliche Weise, mochte er verwahrt seyn wie er wollte. Noch viel ärger war es aber, daß Jeder, der es wagte, zur Abendzeit Juwelen bei sich zu tragen, auf offener Straße oder in finstern Gängen der Häuser beraubt, ja wohl gar ermordet wurde. Die mit dem Leben davon gekommen, sagten aus, ein Faustschlag auf den Kopf habe sie wie ein Wetterschlag niedergestürzt, und aus der Betäubung erwacht, hätten sie sich beraubt, und am ganz andern Orte, als da, wo sie der Schlag getroffen, wieder gefunden. Die Ermordeten, wie sie beinahe jeden Morgen auf der Straße oder in den Häusern lagen, hatten alle dieselbe tödtliche Wunde. Einen Dolchstich ins Herz, nach dem Urtheil der Aerzte so schnell und sicher tödtend, daß der Verwundete keines Lautes mächtig zu Boden sinken mußte. Wer war an dem lüppigen Hofe Ludwig XIV., der nicht in einen geheimen Liebeshandel verstrickt, spät zur Geliebten schlich, und manchmal ein reiches Geschenk bei sich trug? — Als fünften die Gauner mit Geiseln im Bunde, wußten sie genau, wann sich so etwas zutragen sollte. Oft erreichte der Unglückliche nicht das Haus, wo er Liebesglück zu genießen dachte, oft fiel er auf der Schwelle, ja vor dem Zimmer der Geliebten, die mit Entsetzen den blutigen Leichnam fand.

Vergebens ließ Argenson, der Polizeiminister, Alles aufgreifen in Paris, was von dem Volk nur irgend verdächtig schien, vergebens wüthete la Regnie, und suchte Geständnisse zu erpressen, vergebens wurden Wachen, Patrouillen verstärkt, die Spur der Thäter war nicht zu finden. Nur die Vorsicht sich bis an die Zähne zu bewaffnen, und sich eine Leuchte vortragen zu lassen, half einigermaßen, und doch fanden sich Beispiele, daß der Diener mit Steinwürfen geängstet, und der Herr in demselben Augenblick ermordet und beraubt wurde.

Merkwürdig war es, daß aller Nachforschungen auf allen Plätzen, wo Juwelenhandel nur möglich war, unerachtet nicht das mindeste von den geraubten Kleinodien zum Vorschein kam, und also auch hier keine Spur sich zeigte, die hätte verfolgt werden können.

Desgrais schäumte vor Wuth, daß selbst seiner List die Spighuben zu entgehen wußten. Das Viertel der Stadt, in dem er sich gerade befand, blieb verschont, während in dem andern, wo Keiner Böses geahnt, der Raubmord seine reichen Opfer erspähte.

Desgrais befam sich auf das Kunststück, mehrere Desgrais zu schaffen, sich untereinander so ähnlich an Gang, Stellung, Sprache, Figur, Gesicht, daß selbst die Häfischer nicht wußten, wo der rechte Desgrais stecke. Unterdessen lauschte er, sein Leben wagend, allein in den geheimsten Schlußwinkeln, und folgte von weitem diesem oder jenem, der auf seinen Anlaß einen reichen Schmuck bei sich trug. Der blieb unangefochten; also auch von dieser Maafregel waren die Gauner unterrichtet. Desgrais gerieth in Verzweiflung.

Eines Morgens kommt Desgrais zu dem Präsidenten la Regnie, blaß, entsetzt, außer sich. — „Was habt Ihr, was für Nachrichten? — Handet Ihr die Spur?“ ruft ihm der Präsident entgegen. „Ja — gnädiger Herr,“ fängt Desgrais an, vor Wuth stammelnd, „ja gnädiger Herr — gestern in der Nacht — unfern des Louvres ist der Marquis de la Fare angefallen worden in meiner Gegenwart.“ „Himmel und Erde,“ jauchzt la Regnie auf vor Freude, — „wir haben sie!“ „D hört nur erst,“ fällt Desgrais mit bitterm Lächeln ein, „wie sich alles begeben. — Am Louvre sieh ich also, und passe, die ganze Hölle in der Brust, auf die Teufel, die meiner spotten. Da kommt

mit unsichern Schritt immer hinter sich schauend eine Gestalt dicht bei mir vorüber, ohne mich zu sehen. Zu Mondeschimmer erkenne ich den Marquis de la Fare. Ich konnte ihn da erwarten, ich wußte wo er hinschlich. Kaum ist er zehn — zwölf Schritte bei mir vorüber, da springt wie aus der Erde herauf eine Figur, schmettert ihn nieder und fällt über ihn her. Unbesonnen, überrascht von dem Augenblick, der den Mörder in meine Hand liefern konnte, schrie ich laut auf, und will mit einem gewaltigen Sprunge aus meinem Schlupfwinkel heraus auf ihn zusehen; da verwickle ich mich in den Mantel und falle hin. Ich sehe den Menschen wie auf den Flügeln des Windes fortleiten, ich rapple mich auf, ich renne ihm nach — laufend stoße ich in mein Horn — aus der Ferne antworten die Pfeifen der Häfcher — es wird lebendig — Wassergeläut, Pferdegetrappel von allen Seiten. — Hierher — hierher — Desgrais — Desgrais! schreie ich, daß es durch die Strafen hallt. — Immer sehe ich den Menschen vor mir im hellen Mondschein, wie er, mich zu täuschen, da — dort — einbiegt, wir kommen in die Strafe Neaife, da scheinen seine Kräfte zu sinken, ich strenge die meizigen doppelt an — noch funfzehn Schritte höchstens hat er Vorsprung. — „Ihr halt ihn ein — Ihr packt ihn, die Häfcher kommen,“ ruft la Regnie mit blizenden Augen, indem er Desgrais beim Arm ergreift, als sey der der fliehende Mörder selbst. — „Funfzehn Schritte,“ fährt Desgrais mit dumpfer Stimme und mühsam athmend fort, „vor mir springt der Mensch auf die Seite in den Schatten und verschwindet durch die Mauer.“ „Verschwindet? — durch die Mauer! — Seyd Ihr rasend?“ ruft la Regnie, indem er zwei Schritte zurück tritt und die Hände zusammenschlägt. „Nennt mich,“ fährt Desgrais fort, sich die Stirne reibend, wie einer, den böse Gedanken plagten, „gnädiger Herr, immerhin einen Rasenden, einen thörichtigen Geistesfehler, aber es ist nicht anders, als wie ich es Euch erzähle. Erstarrt stehe ich vor der Mauer, als mehrere Häfcher athemlos herbeikommen; mit ihnen der Marquis de la Fare, der sich aufgerafft, den bloßen Degen in der Hand. Wir sünden die Fackeln an, wir tapfen an der Mauer hin und her; keine Spur einer Thüre, eines Fensters, einer Oeffnung. Es ist eine starke steinerne Dofnmauer, die sich an ein Haus lehnt, in dem Leute wohnen, gegen die auch nicht der leiseste Verdacht aufkommt. Noch heute habe ich Alles in genaun Augenchein genommen. — Der Teufel selbst ist es, der uns soppt.“ Desgrais Geschichte wurde in Paris bekannt. Die Köpfe waren erfüllt von den Zaubereien, Geistesbeschwörungen, Teufelsbündnissen der Boisin, des Vigoureux, des berühmten Priesters le Sage; und wie es denn nun in unserer ewigen Natur liegt, daß der Hang zum Uebernatürlichen, zum Wunderbaren alle Vernunft überbietet, so glaubte man bald nichts Geringeres, als daß, wie Desgrais nur im Unmuth gesagt, wirklich der Teufel selbst die Verruchten schütze, die ihm ihre Seelen verkauft. Man kann es sich denken, daß Desgrais Geschichte mancherlei tollen Schmuck erhielt. Die Erzählung davon mit einem Holzschnitt darüber, eine gräßliche Teufelsgestalt vorstellend, die vor dem erschrockenen Desgrais in die Erde versinkt, wurde gedruckt und an allen Ecken verkauft. Genug, das Volk einzuschüchtern, und selbst den Häfchern allen Muth zu nehmen, die nun zur Nachtzeit mit Zittern und Zagen die Strafen durchirrten, mit Amuletten behängt, und eingeweicht in Weihwasser.

Argenson sah die Bemühungen der Chambre ardente scheitern, und ging den König an, für das neue Verbrechen einen Gerichtshof zu ernennen, der mit noch ausgedehnter Macht den Thäter nachspüre und sie

strafe. Der König, überzeugt, schon der Chambre ardente zu viel Gewalt gegeben zu haben, erschrak von dem Greuel unzähliger Hinrichtungen, die der gierige la Regnie veranlaßt, wies den Vorschlag zurück von der Hand.

Man wählte ein anderes Mittel, den König für die Sache zu beleben.

In den Zimmern der Maintenon, wo sich der König Nachmittags aufzuhalten, und wohl auch mit seinen Ministern bis spät in die Nacht hinein zu arbeiten pflegte, wurde ihm ein Gedicht überreicht im Namen der gefährdeten Liebhaber, welche klagten, daß, gebiete ihnen die Galanterie, der Geliebten ein reiches Geschenk zu bringen, sie allemal ihr Leben daran setzen müßten. Gut und Lust sey es, im ritterlichen Kampf sein Blut für die Geliebte zu verspritzen; anders verhalte es sich aber mit dem heimtücklichen Anfall des Mörders, wider den man sich nicht wappnen könne. Ludvig, der leuchtende Polarstern aller Liebe und Galanterie, der möge bei ausstrahlend die finstre Nacht zerstreuen, und so das schwarze Geheimniß, das darin verborgen, enthüllen. Der göttliche Held, der seine Feinde niedergebroschmet, werde nun auch sein siegreich funkendes Schwert zucken, und wie Herkules die Vernaische Schlange, mit Theseus den Minotaur, das bedrohliche Ungeheuer bekämpfen, das alle Liebeslust wegzehe, und alle Freude verübste in tiefes Leid, in trostlose Trauer.

So ernst die Sache auch war, so fehlte es diesem Gedicht doch nicht, vorzüglich in der Schilderung, die die Liebhaber auf dem heimlichen Schleichwege zur Geliebten sich ängstigen müßten, wie die Angst schon als Liebeslust, jedes schöne Abenteuer der Galanterie in Aufkeimen tödte, an geistreichwichtigen Wendungen. Kam nun noch hinzu, daß beim Schluß Alles in einem bedrübenden Panegrikus auf Ludwig XIV. ausging, so konnte es nicht fehlen, daß der König das Gedicht mit sichtlichem Wohlgefallen durchlas. Damit zu Ende gekommen, drehte er sich, die Augen nicht wegwendend von dem Papier, rasch um zur Maintenon, las das Gedicht noch einmal mit lauter Stimme ab, und fragte dann anmüthig lächelnd, was sie von den Klüßchen der gefährdeten Liebhaber halte? Die Maintenon, ihrem ernstern Sinne treu und immer in der Farbe einer gewissen Frömmigkeit, erwiderte, daß geheime verbotene Wege eben keines besonderen Schutzes würdig, die unselbstlichen Verbrecher aber wohl besonderer Aufmerksamkeit zu ihrer Vertilgung werth wären. Der König, mit dieser schwankenden Antwort unzufrieden, schlug das Papier zusammen, und wollte zurück zu dem Staatskämmerer, der in dem andern Zimmer arbeitete, als ihm ein Blick, den er seitwärts warf, die Seuberi in die Augen fiel, die zugegen war, und eben unfern der Maintenon auf einem kleinen Beinhessel Platz genommen hatte. Auf diese schritt er nun los; das anmüthige Lächeln, das erst um Mund und Wangen spielte, und das verschwunden, gewann wieder Oberhand, und dicht vor dem Fräulein stehend, und das Gedicht wieder andäckernder andersfaltend, sprach er sanft: „Die Marquise mag nun einmal von den Galanterien unserer verliebten Herren nichts wissen, und weicht mir aus auf Wegen, die nicht weniger als verboten sind. Aber Ihr, mein Fräulein, was haltet Ihr von dieser dichterischen Supplik?“ Die Seuberi stand ehrerbietig auf von ihrem Beinhessel ein flüchtiges Roth überflog wie Abendpurpur die bleichen Wangen der alten würdigen Dame, sie sprach, sich leise verneigend, mit niedergebroschlagenen Augen:

Un amant qui craint les voleurs
n'est point digne d'amour.

Der König, ganz erstaunt über den ritterlichen

Dieser wenigen Worte, die das ganze Gebicht mit seinen ellenlangen Tiraden zu Boden schlugen, rief mit blühenden Augen: „Beim heiligen Dionys, Ihr habt Recht, Fräulein! Keine blinde Maafregel, die den Unschuldigen trifft mit dem Schuldigen, soll die Feigheit schützen; mögen Argenson und la Regnie das Ihrige thun!“ —

Alle die Greuel der Zeit schilderte nun die Martiniere mit den lebhaftesten Farben, als sie am andern Morgen ihrem Fräulein erzählte, was sich in voriger Nacht zutragen, und übergab ihr zitternd und zagend das geheimnißvolle Kästchen. Sowohl sie als Baptiste, der ganz erblaßt in der Ecke stand, und vor Angst und Besonnenheit die Nachtmüge in den Händen kneten, kaum sprechen konnte, hielten das Fräulein auf das wehmüthigste um aller Heiligen willen, doch nur mit möglichster Bedachtsamkeit das Kästchen zu öffnen. Die Scuderi, das verschlossene Geheimniß in der Hand wiegend und prüfend, sprach lächelnd: „Ihr seht Bräute Gespenster! — Das ich nicht reich bin, daß ich mir keine Schätze, eines Mordes werth, zu holen find, das wissen die verruchten Meuchelmörder da draußen, die, wie Ihr selbst sagt, das Innerste der Häuser erspähen, wohl eben so gut als ich und Ihr. Auf mein Leben soll es abgesehen seyn? Wem kann was an dem Tode liegen, einer Person von drei und siebenzig Jahren, die niemals andere verfolgte als die Bösewichter und Friedenstörer in den Romanen, die sie selbst schuf, die mittelmäßige Besse macht, welche niemandes Reid erregen können, die nichts hinterlassen wird, als den Staat des alten Fräuleins, das bisweilen an den Hof ging, und ein paar Duzend gut eingebundener Bücher mit vergoldetem Schnitt! Und Du, Martiniere, Du magst nun die Erscheinung des fremden Menschen so schreckhaft beschreiben wie Du willst, doch kann ich nicht glauben, daß er Böses im Sinne getragen.“

„Aho!“ —
Die Martiniere trat drei Schritte zurück, Baptiste sank mit einem dumpfen Ach! halb in die Knie, als das Fräulein nun an einen hervorragenden stählernen Knopf drückte, und der Deckel des Kästchens mit Geräusch aufsprang.

Wie erstaunte das Fräulein, als ihr aus dem Kästchen ein Paar goldne, reich mit Juwelen besetzte Armbänder, und eben ein solcher Halschmuck entgegen funkelten. Sie nahm das Besondere heraus, und indem sie die wundervolle Arbeit des Halschmucks lobte, beauftragte die Martiniere die reichen Armbänder, und rief einmal über das andere, daß ja selbst die eitle Montespan nicht solchen Schmuck besäße. „Aber was soll das, was hat das zu bedeuten?“ sprach die Scuderi. In dem Augenblick gewahrte sie auf dem Boden des Kästchens einen kleinen zusammengefalteten Zettel. Mit Recht hoffte sie den Aufschluß des Geheimnisses darin zu finden. Der Zettel, kaum hatte sie, was er enthielt, gelesen, anfing ihren zitternden Händen. Sie warf einen sprechenden Blick zum Himmel, und sank dann wie halb ohnmächtig in den Lehnstuhl zurück. Erschrocken sprang die Martiniere, sprang Baptiste ihr bei. „D!“ rief sie nun mit von Thränen halb erklickter Stimme „o der Kränkung, o der tiefen Beschämung! Muß mir das noch geschehen im hohen Alter! Hab ich denn im thörichten Leichtsinne gefehlet, wie ein junges unbesonnenes Ding? — O Gott, sind Worte, halb im Scherz hingeworfen, solcher gräßlichen Deutung fähig! — Darf dann mich, die ich der Tugend getreu und der Frömmigkeit todellos blieb von Kindes an, darf dann mich das Verbrechen des teuflischen Bündnisses zeihen?“

Das Fräulein hielt das Schnupftuch vor die Augen und weinte und schluchzte heftig, so daß die Martiniere

und Baptiste ganz verwirrt und bekümmert nicht wußten, wie ihrer guten Herrschaft beistehen in ihrem großen Schmerz.

Die Martiniere hatte den verhängnißvollen Zettel von der Erde aufgehoben. Auf demselben stand:

Un amant qui craint les voleurs
n'est point digne d'amour.

„Euer scharfsinniger Geist, hochgeehrte Dame, hat uns, die wir an der Schwäche und Feigheit das Recht des Stärkern üben, und uns Schätze zueignen, die auf unwürdige Weise vergeudet werden sollten, von großer Verfolgung errettet. Als einen Beweis unserer Dankbarkeit nehmet gütig diesen Schmuck an. Es ist das kostbarste, was wir seit langer Zeit haben aufstreifen können, wiewohl Euch, würdige Dame! viel schöneres Geschmeide zieren sollte, als dieses nun eben ist. Wir bitten, daß Ihr uns Eure Freundschaft und Euer huldvolles Andenken nicht entziehen möget.

Die Unsichtbaren.“
„Ist es möglich,“ rief die Scuderi, als sie sich einigermaßen erholt hatte, „daß man die schamlose Frechheit, den verruchten Hohn so weit treiben kann?“ — Die Sonne schien hell durch die Fenstergardinen von hochrother Seide, und so kam es, daß die Brillanten, welche auf dem Tische neben dem offenen Kästchen lagen, in röthlichem Schimmer aufblühten. Hinblickend verhällte die Scuderi voll Entsetzen das Gesicht, und befahl der Martiniere, das fürchterliche Geschmeide, an dem das Blut der Ermordeten klebe, augenblicklich fortzuschaffen. Die Martiniere, nachdem sie Halschmuck und Armbänder sogleich in das Kästchen verschlossen, meinte, daß es wohl am gerathensten seyn würde, die Juwelen dem Polizeiminister zu übergeben, und ihm zu vertrauen, wie sich alles mit der beängstigenden Erscheinung des jungen Menschen und der Einhandigung des Kästchens zugetragen.

Die Scuderi stand auf und schritt schweigend langsam im Zimmer auf und nieder, als sinne sie erst nach, was nun zu thun sey. Dann befahl sie dem Baptiste, einen Tragsessel zu holen, der Martiniere aber, sie anzukleideten, weil sie auf der Stelle hinweg zur Marquise de Maintenon.

Sie ließ sich hintragen zur Marquise, gerade zu der Stunde, wenn diese, wie die Scuderi wußte, sich allein in ihren Gemächern befand. Das Kästchen mit den Juwelen nahm sie mit sich.

Wohl mußte die Marquise sich hoch verwundern, als sie das Fräulein, sonst die Würde, ja trotz ihrer hohen Jahre, die Liebeshwürdigkeit, die Anmuth selbst, einzutreten sah, blaß, entstellt, mit wankenden Schritten. „Was um aller heiligen Willen ist Euch widerfahren?“ rief sie der armen, beängstigten Dame entgegen, die, ganz außer sich selbst, kaum im Stande sich aufrecht zu erhalten, nur schnell den Lehnstuhl zu erreichen suchte, den ihr die Marquise hinschob. Endlich des Wortes wieder mächtig, erzählte das Fräulein, welche tiefe, nicht zu verschmerzende Kränkung ihr jener unbedachtame Scherz, mit dem sie die Supplik der gefährdeten Liebhaber beantwortet, zugezogen habe. Die Marquise, nachdem sie Alles von Moment zu Moment erfahren, urtheilte, daß die Scuderi sich das sonderbare Ereigniß viel zu sehr zu Herzen nehme, daß der Hohn verruchten Gefindels nie ein frommes, edles Gemüth treffen könne, und verlangte zuletzt den Schmuck zu sehen.

Die Scuderi gab ihr das geöffnete Kästchen, und die Marquise konnte sich, als sie das köstliche Geschmeide erblickte, des lauten Ausrufs der Verwunderung nicht erwehren. Sie nahm den Halschmuck, die Armbänder heraus, und trat damit an das Fenster, wo sie bald die

Zuwelen an der Sonne spielen ließ, bald die zierliche Goldarbeit ganz nahe vor die Augen hielt, um nur recht zu erschauen, mit welcher wundervollen Kunst jedes kleine Häkchen der verschlungenen Ketten gearbeitet war.

Auf einmal wandte sich die Marquise rasch um nach dem Fräulein und rief: „Wißt Ihr wohl, Fräulein! daß diese Armbänder, diesen Halschmuck niemand anders gearbeitet haben kann als René Gardillac?“ — René Gardillac war damals der geschickteste Goldarbeiter von Paris, einer der kunstreichsten und zugleich sonderbarsten Menschen seiner Zeit. Eher klein als groß, aber breitschultrig und von starkem, muskulösem Körperbau, hatte Gardillac, hoch in die funfziger Jahre vorgezückt, noch die Kraft, die Beweglichkeit des Jünglings. Von dieser Kraft, die ungewöhnlich zu nennen, zeugte auch das dicke, krause rötliche Haupthaar und das gedrungene, gleißende Antlitz. Wäre Gardillac nicht in ganz Paris als der rechtlichste Ehrenmann, uneigennützig, offen, ohne Hinterhält, stets zu helfen bereit, bekannt gewesen, sein ganz besonderer Blick aus kleinen, tiefliegenden, grün funkelnden Augen hätten ihn in den Verdacht heimlicher Tücke und Bosheit bringen können. Wie gesagt, Gardillac war in seiner Kunst der Geschickteste, nicht sowohl in Paris, als vielleicht überhaupt seiner Zeit. Innig vertraut mit der Natur der Edelsteine, wußte er sie auf eine Art zu behandeln und zu fassen, daß der Schmuck, der erst für unscheinbar gegolten, aus Gardillacs Werkstätt hervorging in glänzender Pracht. Jeden Auftrag übernahm er mit brennender Begierde, und machte einen Preis, der, so geringe er war, mit der Arbeit in keinem Verhältnis zu stehen schien. Dann ließ ihm das Werk keine Ruhe, Tag und Nacht hörte man ihn in seiner Werkstätt hämmern, und oft, war die Arbeit beinahe vollendet, mißfiel ihm plötzlich die Form, er zweifelte an der Zierlichkeit irgend einer Fassung der Juwelen, irgend eines kleinen Häkchens — Anlaß genug, die ganze Arbeit wieder in den Schmelztiegel zu werfen und von neuem anzufangen. So wurde jede Arbeit ein reines, unübertreffliches Meisterwerk, das den Besteller in Erstaunen setzte. Aber nun war es kaum möglich, die fertige Arbeit von ihm zu erhalten. Unter tausend Vorwänden hielt er den Besteller hin von Woche zu Woche, von Monat zu Monat. Vergebens bot man ihm das Doppelte für die Arbeit; nicht einen Louis mehr als den bezugenen Preis wollte er nehmen. Mußte er dann endlich dem Andrängen des Bestellers weichen, und den Schmuck herausgeben, so konnte er sich aller Zeichen des tiefsten Verdrusses, ja einer innern Wuth, die in ihm lodhte, nicht erwehren. Hatte er ein bedeutenderes, vorzüglich reiches Werk, vielleicht viele Tausende an Werth, bei der Kostbarkeit der Juwelen, bei der überzierlichen Goldarbeit, abliefern müssen, so war er im Stande, wie unsinnig umherzulaufen, sich, seine Arbeit, Alles um sich her verwünschend. Aber so wie einer hinter ihm herannote und laut schrie: „René Gardillac, möchtet Ihr nicht einen schönen Halschmuck machen für meine Braut — Armabänder für mein Mädchen? u. s. w.“ dann stand er plötzlich still, bligte den an mit seinen kleinen Augen und fragte, die Hände reibend: „Was habt Ihr denn?“ Der zieht nun ein Schächtelchen hervor und spricht: „Hier sind Juwelen, viel Sonderliches ist es nicht, gemeines Zeug, doch unter Euren Händen —“ Gardillac läßt ihn nicht ausreden, reißt ihm das Schächtelchen aus den Händen, nimmt die Juwelen heraus, die wirklich nicht viel werth sind, hält sie gegen das Licht und ruft voll Entzücken: „Ho! ho! — gemeines Zeug? — mit nichten! — hübsche Steine — herrliche Steine, laßt mich nur machen! — und wenn es Euch auf eine Handvoll Louis nicht ankommt, so will ich noch ein paar Steinchen hinein-

bringen, die Euch in die Augen funkeln sollen wie die liebe Sonne selbst.“ — Der spricht: „Ich überließ Euch Alles, Meister René, und zahle, was Ihr wollt.“ Ohne Unterschied, mag er nun ein reicher Bürgermann oder ein vornehmer Herr vom Hofe seyn, wirft sich Gardillac ungesäumt an seinen Hals, und drückt und küßt ihn und spricht, nun sey er wieder ganz glücklich und in acht Tagen werde die Arbeit fertig seyn. Er rennt über Geld und Kopf nach Hause, hinein in die Werkstätt, und hämmert darauf los, und in acht Tagen ist ein Meisterwerk zu Stande gebracht. Aber so wie der, der es bestellte, kommt, mit Freuden die geforderte geringe Summe bezahlen, und den fertigen Schmuck mitnehmen will, wird Gardillac verdrüsslich, grob, trozig. — „Der Meister Gardillac, bedenkt, morgen ist meine Hochzeit!“ — „Was schert mich Eure Hochzeit? fragt in vierzehn Tagen wieder nach.“ — „Der Schmuck ist fertig, hier liegt das Geld, ich muß ihn haben.“ — „Und ich sage Euch, daß ich noch manches an dem Schmuck ändern muß, und ihn heute nicht heraus geben werde.“ — „Aber ich sage Euch, daß wenn Ihr mir den Schmuck, den ich Euch allenfalls doppelt bezahlen will, nicht herausgibt im Guten, Ihr mich gleich mit Argensons diemhann Trabanten anrücken sehen sollt.“ — „Nun so quäle Euch der Satan mit hundert glühenden Kneipzangen, und hänge drei Centner an den Halschmuck, damit er Eure Braut erdrohle!“ — Und damit steckt Gardillac dem Bräutigam den Schmuck in die Brusttasche, ergreift ihn beim Arm, wirft ihn zur Stubentür hinaus, daß er die ganze Treppe hinabpoltert und laßt wie der Teufel zum Fenster hinaus, wenn er sieht, wie der arme Mensch, der Schnupftuch vor der blutigen Nase, aus dem Thore hinaus hinkt. — Gar nicht zu erklären war es auch, daß Gardillac oft, wenn er mit Enthusiasmus eine Arbeit übernahm, plötzlich den Besteller mit allen Zeichen des im Innersten aufgeregten Gemüths, mit den erstickendsten Beteuerungen, ja unter Schluchzen und Weinen, bei der Jungfrau und allen Heiligen beschwor, ihm das unternommene Werk zu erlassen. Manche der vor dem Könige, von dem Welke hochgeachteten Personen hatten vergebens große Summen geboten, um nur das kleinste Werk von Gardillac zu erhalten. Er wartete dem Könige zu Füßen und flehte um die Huld, nichts für ihn arbeiten zu dürfen. Eben so verweigerte er der Maintenon jede Bestellung, ja mit dem Ausdruck des Abscheus und Entsetzens verwarf er den Auftrag derselben, einen kleinen, mit den Emblemern der Kunst verzierten Ring zu fertigen, den Racine von ihr erhalten sollte.

„Ich wette,“ sprach daher die Maintenon, „daß Gardillac, schicke ich auch hin zu ihm, um wenigstens zu erfahren, für wen er diesen Schmuck fertigte, sich weigert, herzukommen, weil er vielleicht eine Bestätigung fürchtet und doch durchaus nichts für mich arbeiten will.“ Wiewohl er seit einiger Zeit abzulassen scheint von seinem starken Eigensinn, denn wie ich höre, arbeitet er fleißiger als je, und liefert seine Arbeit ab auf der Stelle, jedoch noch immer mit tiefem Verdruss und weggewandtem Gesicht.“ Die Scuderi, der auch viel daran gelegen, daß, sey es noch möglich, der Schmuck bald in die Hände des rechtmäßigen Eigentümers komme, meinte, daß man dem Meister Sonderling ja gleich sagen lassen kann, wenn man keine Arbeit, sondern nur sein Urtheil über Juwelen verlange. Das billigte die Marquise. Es wurde nach Gardillac geschickt, und, als sey er schon auf dem Wege gewesen, trat er nach Verlauf einiger Zeit in das Zimmer.

Er schien, als er die Scuderi erblickte, betreten zu wie einer, der von dem Unerwarteten plötzlich getroffen, die Ansprüche des Schickslichen, wie sie der Augenblick darbietet, vergißt, neigte er sich zuerst tief und ehrfurchtvoll vor dieser ehrwürdigen Dame, und wandte sich dann

erst zur Marquise. Die frag ihn hastig, indem sie auf das Geschmeide wies, das auf dem dunkelgrün behängten Tisch funkelte, ob das seine Arbeit sey? Gardillac warf kaum einen Blick darauf und packte, der Marquise ins Gesicht starrend, Korbänder und Halschmuck schnell ein in das Kästchen, das daneben stand, und das er mit Besorgtheit von sich weg schob. Nun sprach er, indem ein häßliches Lächeln auf seinem rothen Antlitz glänzte: „An der That, Frau Marquise, man muß René Gardillac's Arbeit schlecht kennen, um nur einen Augenblick zu glauben, daß irgend ein anderer Goldschmidt in der Welt solchen Schmuck fassen könne. Freilich ist das meine Arbeit.“ „So sagt denn,“ fuhr die Marquise fort, „für mich diesen Schmuck gefertigt hab.“ „Für mich ganz allein,“ erwiderte Gardillac, „ja, Ihr möget,“ fuhr er fort, als beide, die Maintenon und die Scuderi ihn ganz verwundert anblickten, jene voll Mißtrauen, diese voll danger Erwartung, wie sich nun die Sache wenden würde, „das nun seltsam finden, Frau Marquise, aber es ist dem so. Bloß der schönen Arbeit willen suchte ich meine besten Steine zusammen, und arbeitete aus Freude daran fleißiger und sorgfältiger als jemals. Vor einiger Zeit verschwand der Schmuck aus meiner Werkstatt auf unbegreifliche Weise.“ „Dem Himmel sey es gedankt,“ rief die Scuderi, indem ihr die Augen vor Freude funkelten, und sie rasch und behende wie ein junges Mädchen von ihrem Lehnstuhl aufsprang, auf den Gardillac losschritt, und beide Hände auf seine Schultern legte. „Empfangt,“ sprach sie dann, „Meister René, das Eigenthum, das Euch verruchte Spigbuben raubten, wieder zurück.“ Nun erzählte sie ausführlich, wie sie zu dem Schmuck gekommen. Gardillac hörte alles schweigend mit niedergeschlagenen Augen an. Nur mitunter stieß er ein unernehmliches „Hm!“ — „So!“ — „Ei!“ — „Hoho!“ — aus und warf bald die Hände auf den Rücken, bald streichelte er leise Kinn und Wange. Als nun die Scuderi geendet, war es, als kämpfe Gardillac mit ganz besondern Gedanken, die während dessen ihm gekommen, und als wolle irgend ein Entschluß sich nicht fügen und fördern. Er rieb sich die Stirne, er seufzte, er fuhr mit der Hand über die Augen, wohl gar um bevorstehenden Thränen zu wehren. Endlich ergriff er das Kästchen, das ihm die Scuderi darbot, ließ sich auf ein Knie langsam nieder und sprach: „Euch, edles, würdevolles Fräulein! hat das Verhängniß diesen Schmuck bestimmt. Ja nun weiß ich es erst, daß ich während der Arbeit an Euch dachte, ja für Euch arbeitete. Verschmäht es nicht, diesen Schmuck als das Beste, was ich wohl seit langer Zeit gemacht, von mir anzunehmen und zu tragen.“ „Ei, ei,“ erwiderte die Scuderi anmuthig scherzend, „wo denkt Ihr hin, Meister René, steht es mir denn an, in meinen Jahren mich noch so herauszuputzen mit blanken Steinen? — Und wie könnt Ihr denn dazu, mich so überreich zu beschenken? Seht, geht, Meister René, wär' ich schon wie die Marquise de Fontange und reich, in der That, ich ließe den Schmuck nicht aus den Händen, aber was soll diesen welken Armen die eitle Pracht, was soll diesem verhäulten Hals der glänzende Pug?“ Gardillac hatte sich indeß erhoben und sprach, wie außer sich mit verwildertem Blick, indem er fortwährend das Kästchen der Scuderi hinhielt: „Thut mir die Barmherzigkeit, Fräulein, und nehmt den Schmuck. Ihr glaubt es nicht, welche tiefe Verehrung ich für Eure Tugend, für Eure hohe Verdienste im Herzen trage! Nehmt doch mein geringes Geschenk nur für das Bestreben an, Euch recht meine innerste Begehrung zu beweisen.“ — Als nun die Scuderi immer noch zögerte, nahm die Maintenon das Kästchen aus Gardillac's Händen, sprechend: „Nun beim Himmel, Fräulein, immer redet Ihr von Euren hohen Jahren, was haben wir, ich

und Ihr, mit den Jahren zu schaffen und ihrer Last! — Und thut Ihr denn nicht eben wie ein junges verschämtes Ding, das gern zulangen möchte nach der dargebotnen süßen Frucht, könnte das nur geschehen ohne Hand und ohne Finger. — Schlagt dem wackern Meister René nicht ab, das freiwillig als Geschenk zu empfangen, was tausend Andere nicht erhalten können, alles Goldes, alles Wittens und Liebens unerachtet.“ —

Die Maintenon hatte der Scuderi das Kästchen während dessen aufgebracht, und nun stürzte Gardillac nieder auf die Knie, küßte der Scuderi den Rock — die Hände — stöhnte — seufzte — weinte — schluchzte — sprang auf — rannte wie unsinnig, Sessel — Tische umstürzend, daß Porzellan, Gläser zusammenklirrten, in toller Hast von dannen. —

Ganz erschrocken rief die Scuderi: „Um aller Heiligen willen, was widersährt dem Menschen!“ Doch die Marquise, in besonderer heiterer Laune bis zu sonst ihr ganz fremdem Muthwillen, schlug eine helle Lache auf und sprach: „Da haben wir's, Fräulein, Meister René ist in Euch sterblich verliebt, und beginnt nach richtigem Brauch und bewährter Sitte ächter Galanterie Euer Herz zu bestürmen mit reichen Geschenken.“ Die Maintenon führte diesen Scherz weiter aus, indem sie die Scuderi ermahnte, nicht zu grausam zu seyn gegen den verzweifelten Liebhaber, und diese wurde, kaum gebend angeborner Laune, hingerissen in den sprudelnden Strom tausend lustiger Einfälle. Sie meinte, daß Sie, ständen die Sachen nun einmal so, endlich besiegt, wohl nicht werde umhin können, der Welt das unerhörte Beispiel einer drei und siebenzigjährigen Goldschmidts-Braut von untadellichem Adel aufzustellen. Die Maintenon erbot sich, die Brautkrone zu flechten und sie über die Pflichten einer guten Hausfrau zu belehren, wovon freilich so ein kleiner Kick in die Welt von Mädchen nicht viel wissen könne.

Da nun endlich die Scuderi aufstand, um die Marquise zu verlassen, wurde sie alles lachenden Scherzes ungeachtet doch wieder sehr ernst, als ihr das Schmuckkästchen zur Hand kam. Sie sprach: „Doch, Frau Marquise! werde ich mich dieses Schmuckes niemals bedienen können. Er ist, mag es sich nun zugetragen haben wie es will, einmal in den Händen jener höllischen Gesellen gewesen, die mit der Frechheit des Teufels, ja wohl gar in verdammtem Bündniß mit ihm, rauben und mordeten. Mir graust vor dem Blute, das an dem funkelnden Geschmeide zu leben scheint. — Und nun hat selbst Gardillac's Betragen, ich muß es gestehen, für mich etwas sonderbar Aengstliches und Umheimliches. Nicht erwehren kann ich mir einer dunklen Ahnung, daß hinter diesem allem irgend ein grauenvolles, entsetzliches Geheimniß verborgen, und bringe ich mir die ganze Sache recht deutlich vor Augen mit jedem Umstande, so kann ich doch wieder gar nicht auch nur ahnen, worin das Geheimniß bestehe, und wie überhaupt der ehrliche, wackere Meister René, das Vorbild eines guten, frommen Bürgers, mit irgend etwas Bösem, Verdammtlichem zu thun haben soll. So viel ist aber gewiß, daß ich niemals mich unterstehen werde, den Schmuck anzulegen.“

Die Marquise meinte, dieß hieße die Scuderi zu weit treiben; als nun aber die Scuderi sie auf ihr Gewissen fragte, was sie in ihrer, der Scuderi Lage, wohl thun würde, antwortete sie ernst und fest: „Weit eher den Schmuck in die Seine werfen, als ihn jemals tragen.“

Den Auftritt mit dem Meister René brachte die Scuderi in gar anmuthige Verse, die sie den folgenden Abend in den Gemächern der Maintenon dem Könige vorlas. Wohl mag es seyn, daß sie auf Kosten Meister René's, alle Schauer unheimlicher Ahnung besiegend, das ergötzliche Bild der drei und siebenzigjährigen Gold-

schmidt's Braut von uraltem Adel mit lebendigen Farben darzustellen gewußt. Genug, der König lachte bis ins Innerste hinein, und schwur, daß Boileau Despreaur seinen Meister gefunden, weshalb der Scuderi Gedicht für das Wichtigste galt, das jemals geschrieben.

Mehrere Monate waren vergangen, als der Zufall es wollte, daß die Scuderi in der Glaskutsche der Herzogin von Montansier über den Pontneuf fuhr. Noch war die Erfindung der zierlichen Glaskutschen so neu, daß das neugierige Volk sich zudrängte, wenn ein Fuhrwerk der Art auf den Straßen erschien. So kam es denn auch, daß der gaffende Pöbel auf dem Pontneuf die Kutsche der Montansier umringte, beinahe den Schritt der Pferde hemmend. Da vernahm die Scuderi plötzlich ein Geschimpfe und Gesluche, und gewahrte, wie ein Mensch mit Faustschlägen und Rippenstößen sich Platz machte durch die dickste Masse. Und wie er näher kam, trafen sie die durchbohrenden Blicke eines todbleichen, gramverförrten Jünglings-Antlitzes. Unerwartet schaute der junge Mensch sie an, während er mit Elbogen und Fäusten rüstig vor sich wegarbeitete, bis er an den Schlag des Wagens kam, den er mit stürmender Hastigkeit aufriß, der Scuderi einen Zettel in den Schooß warf, und Stöße, Faustschläge austheilend und empfangend, verschwand wie er gekommen. Mit einem Schrei des Entsetzens war, so wie der Mensch am Kutschenschlage erschien, die Martiniere, die sich bei der Scuderi befand, entseelt in die Wagentassen zurück gesunken. Vergebens riß die Scuderi an der Schnur, rief dem Kutscher zu; der, wie vom bösen Geiste getrieben, peitschte auf die Pferde los, die den Schaum von den Mäulern wegspritzend, um sich schlugen, sich bäumten, endlich in scharfem Trab fortbäumelten über die Brücke. Die Scuderi goß ihr Niederschläfchen über die ohnmächtige Frau aus, die endlich die Augen aufschlug und zitternd und bebend, sich krampfhaft festklammernd an die Herrschaft, Angst und Entsetzen im bleichen Antlitz, mühsam söhnete: „Um der heiligen Jungfrau willen! was wollte der fürchterliche Mensch? — Ach! er war es ja, er war es, derselbe, der Euch in jener schauerlichen Nacht das Kästchen brachte!“ — Die Scuderi beruhigte die Arme, indem sie ihr vorstellte, daß ja durchaus nichts Böses geschehen, und daß es nur darauf ankomme, zu wissen was der Zettel enthalte. Sie schlug das Blättchen auseinander und fand die Worte:

„Ein böses Verhängniß, das Ihr abwenden konntet, stößt mich in den Abgrund! — Ich beschwöre Euch, wie der Sohn die Mutter, von der er nicht lassen kann, in der vollsten Gluth kindlicher Liebe, den Halschmuck und die Armsbänder, die Ihr durch mich erhieltet, unter irgend einem Vorwand — um irgend etwas daran bessern — ändern zu lassen, zum Meister René Cardillac zu schaffen; Euer Wohl, Euer Leben hängt davon ab. Thut Ihr es nicht bis übermorgen, so dringe ich in Eure Wohnung und ermorde mich vor Euren Augen.“

„Nun ist es gewiß,“ sprach die Scuderi, als sie dieß gelesen, „daß, mag der geheimnißvolle Mensch auch wirklich zu der Bande verruchter Diebe und Mörder gehören, er doch gegen mich nichts Böses im Schilde führt. Wäre es ihm gelungen, mich in jener Nacht zu sprechen, wer weiß, welches sonderbare Ereigniß, welch dunkles Verhältniß der Dinge mir klar worden, von dem ich jetzt nur die leiseste Ahnung vergebens in meiner Seele suche. Mag aber auch die Sache sich nun verhalten, wie sie will, das was mir in diesem Blatt geboten wird, werde ich thun, und geschähe es auch nur, um den unseligen Schmuck los zu werden, der mir ein höllischer Taktmann des Bösen selbst dünkt. Cardillac wird ihn doch wohl nun, seiner alten Sitte getreu, nicht so leicht wieder aus den Händen geben wollen.“

Schon andern Tages gedachte die Scuderi, sich mit dem Schmuck zu dem Goldschmidt zu begeben. Das war es, als hätten alle schönen Geister von ganz Paris sich verabredet, gerade an dem Morgen das Prädicium mit Versen, Schauspielen, Anekdoten zu bestürmen. Kaum hatte la Chapelle die Szene eines Trauerspiels geendet, und schlaue versichert, daß er nun wohl Recht zu schlagen gedanke, als dieser selbst eintrat, und mit irgend eines Königs pathetischer Rede zu Boden schlug, bis Boileau seine Leuchtkugeln in den schwarzen tragischen Himmel steigen ließ, um nur nicht etwa in der Colonnade des Louvre schwagen zu hören, in die der architektonische Doctor Perrault hineingeengt.

Hoher Mittag war geworden, die Scuderi mußte der Herzogin Montansier, und so blieb der Besuch bei Meister René Cardillac bis zum andern Morgen verabschiedet. Die Scuderi schloß sich von einer besondern Umarmung gepeinigt. Beständig vor Augen stand ihr der jämmerliche, und aus dem tiefsten Innern wollte sich eine dunkle Erinnerung aufregen, als habe sie dieß Antlitz, diese schon gesehen. Den leisesten Schummer störten empfindliche Träume, es war ihr, als habe sie leichtsinnig, ja leichtwändig veräußert, die Hand hülfreich zu ergreifen, in der Unglückliche, in den Abgrund versinkend, nach ihr emporgestreckt, ja als sey es an ihr gewesen, irgend einem verderblichen Ereigniß, einem heillosen Verbrechen zu steuern! — So wie es nur hoher Morgen, ließ sie sich ankleiden, und fuhr, mit dem Schmuckkästchen versehen, zu dem Goldschmidt hin.

Nach der Strafe Ricaise, dorthin, wo Cardillac wohnte, strömte das Volk, sammelte sich vor der Hausthüre — schrie, lärnte, tobte — wollte stürmend herein, mit Mühe abgehalten von der Marechaulsee, die das Haus umstellte. Im wilden, verwirrten Getöse nicht zornige Stimmen: „Zerreißt, zermalmt den verfluchten Mörder!“ — Endlich erscheint Desgrais mit zahlreicher Mannschaft, die bildet durch den dicksten Haufen eine Gasse. Die Hausthüre springt auf, ein Mensch mit Ketten belastet, wird hinausgebracht und unter den greulichsten Verwünschungen des wüthenden Pöbels fortgeschleppt. — In dem Augenblick, als die Thüre halb entseelt vor Schreck und fürchterlicher Ahnung hoch gehohlet, dringt ein gelientes Jammergeschrei ihr in die Ohren. „Vor! — weiter vor!“ ruft sie ganz außer sich dem Kutscher zu, der mit einer geschickten, raschen Wendung den dicken Haufen auseinanderstäubt und hinter Cardillacs Hausthüre hält. Da sieht die Scuderi Desgrais und zu seinen Füßen ein junges Mädchen, nicht wie der Tag, mit aufgelösten Haaren, halb entkleidet, wilde Angst, trostlose Verzweiflung im Antlitz, die sich seine Knie umschlungen und ruft mit dem Ton des entseeltesten, schneidendsten Todes Schmerzes: „Er ist unschuldig! — er ist unschuldig!“ Vergebens sind Desgrais, vergebens seiner Leute Bemühungen, sie loszureißen, sie vom Boden aufzurichten. Ein starker, wogenschlacher Kerl ergreift endlich mit plumpen Händen die Arme, zerrt sie mit Gewalt weg von Desgrais, fruchtlos umgeschickt, läßt das Mädchen fahren, die Hände schlägt die steinernen Stufen, und lautlos — todt auf der Straße liegen bleibt. Länger kann die Scuderi sich nicht halten. „In Christus Namen, was ist geschahen, was geht hier vor?“ ruft sie, öffnet rasch den Schlag, steigt aus. — Ehrerbietig weicht das Volk der würdevollen Dame, die, als sie sieht, wie ein paar mittelgroße Weiber das Mädchen aufgehoben, auf die Stufen gesetzt haben, ihr die Stirne mit starkem Wasser reiben, daß dem Desgrais nähert, und mit Heftigkeit ihre Frage wiederholt. „Es ist das Entsetzliche geschehen,“ spricht Desgrais, „René Cardillac wurde heute Morgen unter einem Dolchstich ermordet gefunden. Sein Geselle Elmer

Beissen ist der Mörder. Eben wurde er fortgeführt ins Gefängniß. „Und das Mädchen?“ ruft die Scuderi. „Ist Mabelon,“ fällt Desgrais ein, „Garbillac's Tochter. Der verrückte Mensch war ihr Geliebter. Nun weint und heult sie und schreit einmal übers andere, daß Olivier unschuldig sey, ganz unschuldig. Am Ende weiß sie von der That, und ich muß sie auch nach der Conciergerie bringen lassen.“ Desgrais warf, als er dies sprach, einen tödtlichen, schadenfrohen Blick auf das Mädchen, vor dem die Scuderi erbebt. Eben begann das Mädchen leise zu athmen, doch keines Lauts, keiner Bewegung mächtig, mit geschlossenen Augen lag sie da, und man wußte nicht, was zu thun, sie ins Haus bringen, oder ihr noch länger beistehen bis zum Erwachen. Tief bewegt, Stränen in den Augen, blickte die Scuderi den unschuldsvollen Engel an, ihr graute vor Desgrais und seinen Gefellen. Da polterte es dumpf die Treppe herab, man brachte Garbillac's Leichnam. Schnell entschlossen rief die Scuderi laut: „Ich nehme das Mädchen mit mir, Ihr möget für das Uebrige sorgen, Desgrais!“ Ein dumpfes Murren des Beifalls lief durch das Volk. Die Weiber hoben das Mädchen in die Höhe, alles drängte sich hinzu, hundert Hände mühten sich, ihnen beizustehen, und wie in den Lüften schwebend, wurde das Mädchen in die Kutsche getragen, indem Segnungen der würdigen Dame, die die Unschuld dem Blutgericht entriß, von allen Lippen strömten.

Serons, des berühmtesten Arztes in Paris, Bemühungen gelang es endlich, Mabelon, die stundenlang in starrer Bewußtlosigkeit gelegen, wieder zu sich selbst zu bringen. Die Scuderi vollendete, was der Arzt begonnen, indem sie manchen milden Hoffnungstrahl leuchten ließ in des Mädchens Seele, bis ein heftiger Thränenstrom, der ihr aus den Augen stürzte, ihr Lust machte. Sie vermochte, indem nur dann und wann die Uebermacht des durchbohrenden Schmerzes die Worte in tiefem Schluchzen erstickte, zu erzählen, wie sich alles begeben.

Am Mitternacht war sie durch leises Klopfen an ihrer Stubenthüre geweckt worden, und hatte Oliviers Stimme vernommen, der sie beschworen, doch nur gleich aufzustehen, weil der Vater im Sterben liege. Entsetzt sey sie aufgesprungen und habe die Thür geöffnet. Olivier, bleich und entsetzt, von Schweiß triefend, sey das Licht in der Hand, mit wankenden Schritten nach der Werkstatt gegangen, sie ihm gefolgt. Da habe der Vater gelegen mit starren Augen und geröthet im Todeskampfe. Zammernd habe sie sich auf ihn gestürzt, und nun erst sein blutiges Hemde bemerkt. Olivier habe sie sanft weggezogen und sich dann bemüht, eine Wunde auf der linken Brust des Vaters mit Wundbalsam zu waschen und zu verbinden. Während dessen sey des Vaters Besinnung zurückgekehrt, er habe zu röcheln aufgehört, und sie, dann aber Olivier mit seelenvollem Blick angeschaut, ihre Hand ergriffen, sie in Oliviers Hand gelegt und beide heftig gedrückt. Beide, Olivier und sie, wären bei dem Lager des Vaters auf die Knie gefallen, er habe sich mit einem schneidenden Laut in die Höhe gerichtet, sey aber gleich wieder zurückgesunken und mit einem tiefen Seufzer verschieden. Nun hätten sie Beide laut gemammert und geklagt. Olivier habe erzählt, wie der Meister auf einem Gange, den er mit ihm auf sein Gehöf in der Nacht habe machen müssen, in seiner Gegenwart ermordet worden, und wie er mit der größten Anstrengung den schweren Mann, den er nicht auf den Tod verwundet gehalten, nach Hause getragen. So wie der Morgen angebrochen, wären die Hausleute, denen das Gepolter, das laute Weinen und Zammern in der Nacht aufgefallen, heraufgekomen, und hätten sie noch ganz frolos bei der Leiche des Vaters knieend gefunden. Nun sey Karm entstanden, die Maretschaffsee

eingetragen und Olivier als Mörder seines Meisters ins Gefängniß geschleppt worden. Mabelon fügte nun die rührendste Schilderung von der Tugend, der Frömmigkeit, der Treue ihres geliebten Oliviers hinzu. Wie er den Meister, als sey er sein eigener Vater, hoch in Ehren gehalten, wie dieser seine Liebe in vollen Maaß erwidert, wie er ihn trotz seiner Armuth zum Eidam erkoren, weil seine Geschicklichkeit seiner Treue, seinem edlen Gemüth gleich gekommen. Das Alles erzählte Mabelon aus dem innersten Herzen heraus und schloß damit, daß, wenn Olivier in ihrem Beiseyn dem Vater den Dolch in die Brust gestochen hätte, sie dies eher für ein Blendwerk des Satans halten, als daran glauben würde, daß Olivier eines solchen entfesseligen, grauenvollen Verbrechens fähig seyn könne.

Die Scuderi, von Mabelons namenlosen Leiden auf das tiefste gerührt, und ganz geneigt, den armen Olivier für unschuldig zu halten, zog Erkundigungen ein, und fand Alles bestätigt, was Mabelon über das häusliche Verhältniß des Meisters mit seinem Gefellen erzählt hatte. Die Hausleute, die Nachbarn rühmten einstimmig den Olivier als das Muster eines sittigen, frommen, treuen, fleißigen Betragens, niemand wußte Böses von ihm und doch, war von der gräßlichen That die Rede, zuckte jeder die Achseln und meinte, darin liege etwas Unbegreifliches.

Olivier, vor die *Chambre ardente* gestellt, läugnete, wie die Scuderi vernahm, mit der größten Standhaftigkeit, mit dem hellsten Freimuth die ihm angeschuldigte That, und behauptete, daß sein Meister in seiner Gegenwart auf der Strafe angefallen und niedergestochen worden, daß er ihn aber noch lebendig nach Hause geschleppt, wo er sehr bald verschieden sey. Auch dies stimmte also mit Mabelons Erzählung überein.

Immer und immer wieder ließ sich die Scuderi die kleinften Umstände des schrecklichen Ereignisses wiederholen. Sie forschte genau, ob jemals ein Streit zwischen Meister und Gefellen vorgefallen, ob vielleicht Olivier nicht ganz frei von jenem Fühorn sey, der oft wie ein blinder Wahnsinn die gutmüthigsten Menschen überfällt und zu Thaten verleite, die alle Willkühr des Handelns auszuschließen scheinen. Doch je begeisterter Mabelon von dem ruhigen häuslichen Glück sprach, in dem die drei Menschen in innigster Liebe verbunden lebten, desto mehr verschwand jeder Schatten des Verdachts wider den auf den Tod angeklagten Olivier. Genau alles prüfend, davon ausgehend, daß Olivier unerachtet alles dessen, was laut für seine Unschuld spräche, dennoch Garbillac's Mörder gewesen, fand die Scuderi im Reich der Möglichkeit keinen Beweggrund zu der entsetzlichen That, die in jedem Fall Oliviers Glück zerstören mußte.

— Er ist arm, aber geschickt. — Es gelingt ihm, die Zuneigung des berühmtesten Meisters zu gewinnen, er liebt die Tochter, der Meister begünstigt seine Liebe, Glück, Wohlstand für sein ganzes Leben wird ihm erschlossen! — Sey es aber nun, daß, Gott weiß, auf welche Weise gereizt, Olivier vom Zorn übermannt, seinen Wohlthäter, seinen Vater mörderisch anfiel, welche teuflische Heuchelei gehört dazu, nach der That sich so zu betragen, als es wirklich geschah! — Mit der festen Ueberzeugung von Oliviers Unschuld faßte die Scuderi den Entschluß, den unschuldigen Jüngling zu retten, koste es, was es wolle.

Es schien ihr, ehe sie die Huld des Königs selbst vielleicht anrufe, am gerathensten, sich an den Präsidenten la Regnie zu wenden, ihn auf alle Umstände, die für Oliviers Unschuld sprechen mußten, aufmerksam zu machen, und so vielleicht in des Präsidenten Seele eine innere, dem Angeklagten günstige Ueberzeugung zu erwecken, die sich wohlthätig den Richtern mittheilen sollte.

La Regnie empfing die Scuderi mit der hohen Achtung,

auf die die würdige Dame, von dem Könige selbst hoch geehrt, gerechten Anspruch machen konnte. Er hörte rubig alles an, was sie über die entsetzliche That, über Diviers Verhältnisse, über seinen Charakter vorbrachte. Ein feines, beinahe hämisches Lächeln war indessen Alles, womit er bewies, daß die Beteuerungen, die von häufigen Thränen begleiteten Ermahnungen, wie jeder Richter nicht der Feind des Angeklagten seyn, sondern auch auf Alles achten müsse, was zu seinen Gunsten spräche, nicht an gänzlich tauben Ohren vorüber glitten. Als das Fräulein nun endlich ganz erschöpft, die Thränen von den Augen wegstrocknend, schwieg, fing la Regnie an: „Es ist ganz Eures vortrefflichen Herzens würdig, mein Fräulein, daß Ihr, gerührt von den Thränen eines jungen, verliebten Mädchens, alles glaubt, was sie vorbringt, ja daß Ihr nicht fähig seyd, den Gedanken einer entsetzlichen Unthat zu fassen; aber anders ist es mit dem Richter, der gewohnt ist, frecher Heuchelei die Larve abzureißen. Wohl mag es nicht meines Amtes seyn, jedem, der mich fragt, den Gang eines Criminalprozesses zu entwickeln. Fräulein! ich thue meine Pflicht, wenig kümmert mich das Urtheil der Welt. Bittern sollen die Bösewichter vor der Chambre ardente, die keine Strafe kennt als Blut und Feuer. Aber vor Euch, mein würdiges Fräulein, möcht' ich nicht für ein Ungeheuer gehalten werden an Härte und Grausamkeit, darum vergönnt mir, daß ich Euch mit wenigen Worten die Blutschuld des jungen Bösewichts, der, dem Himmel sey es gebankt! der Rache verfallen ist, klar vor Augen lege. Euer scharfsinniger Geist wird dann selbst die Gutmüthigkeit verschmähen, die Euch Ehre macht, mir aber gar nicht anstehen würde. — Also! — Am Morgen wird René Cardillac durch einen Dolchstoß ermordet gefunden. Niemand ist bei ihm, als sein Gefelle Divier Bruffon und die Tochter. In Diviers Kammer, unter andern, findet man einen Dolch von frischem Blute gefärbt, der genau in die Wunde paßt. Cardillac ist, spricht Divier, in der Nacht vor meinen Augen niedergestossen worden. — Man wollte ihn berauben? Das weiß ich nicht! — Du gingst mit ihm, und es war Dir nicht möglich, dem Mörder zu wehren? — ihn fest zu halten? um Hülfe zu rufen? Funfzehn, wohl zwanzig Schritte vor mir gieng der Meister, ich folgte ihm. Warum in aller Welt so entfernt? — Der Meister wollt' es so. Was hatte überhaupt Meister Cardillac so spät auf der Strafe zu thun? — Das kann ich nicht sagen. Sonst ist er aber doch niemals nach neun Uhr Abends aus dem Hause gekommen? — Hier stockt Divier, er ist bestürzt, er seufzt, er vergießt Thränen, er betheuert bei allem, was heilig, daß Cardillac wirklich in jener Nacht ausgegangen sey, und seinen Tod gefunden habe. Nun merkt aber wohl auf, mein Fräulein. Erwiesen ist es bis zur vollkommensten Gewisheit, daß Cardillac in jener Nacht das Haus nicht verließ, mithin ist Diviers Behauptung, er sey mit ihm wirklich ausgegangen, eine freche Lüge. Die Hausthüre ist mit einem schweren Schloß versehen, welches bei dem Auf- und Zuschließen ein durchdringendes Geräusch macht, dann aber bewegt sich der Thürflügel widrig knarrend und heulend in den Angeln, so daß, wie es angestellte Versuche bewährt haben, selbst im obersten Stock des Hauses das Getöse wiederhallt. Nun wohnt in dem untersten Stock, also dicht neben der Hausthüre, der alte Meister Claude Patru mit seiner Aufwärterin, einer Person von beinahe achtzig Jahren, aber noch munter und rührig. Diese beiden Personen hörten, wie Cardillac nach seiner gewöhnlichen Weise an jenem Abend Punkt neun Uhr die Treppe hinab kam, die Thüre mit vielem Geräusch verschloß und verammelte, dann wieder hinauf stieg, den Abendsegen laut las, und dann, wie man es an

dem Zuschlagen der Thüre vernehmen konnte, in die Schlafzammer ging. Meister Claude leidet an Schlaflosigkeit, wie es alten Leuten wohl zu gehen pflegt. Auch in jener Nacht konnte er kein Auge zuthun. Die Aufwärterin schlug daher, es mochte halb zehn Uhr seyn, in der Küche, in die sie über den Dausflur gehend gelang, Licht an, und setzte sich zum Meister Claude an den Tisch mit einer alten Chronik, in der sie las, während der Alte seinen Gedanken nachhängend, bald sich in den Lehnstuhl setzte, bald wieder aufstand, und um Müdigkeit und Schlaf zu gewinnen, im Zimmer leise und langsam hin und ab schritt. Es blieb alles still und ruhig bis zur Mitternacht. Da hörte sie über sich scharfe Tritte, einen harten Fall, als stürze eine schwere Last zu Boden, und gleich darauf ein dumpfes Stöhnen. In Weide kam eine seltsame Angst und Bekommenheit. Die Schauer der entsetzlichen That, die eben begangen, gingen bei ihm vorüber. — Mit dem hellen Morgen trat dann ein Licht, was in der Finsterniß begonnen.“ — „Aber,“ fiel die Seuderi ein, „um aller Heiligen willen, könnt Ihr bei allen Umständen, die ich erst weitläufig erzählte, Euch denn irgend einen Anlaß zu dieser That der Hölle denken?“ — „Hm,“ erwiderte la Regnie, „Cardillac war nicht arm — im Besiz vortrefflicher Stoffe.“ — „Wkam,“ fuhr die Seuderi fort, „denn nicht alles die Tochter? — Ihr vergesst, daß Divier Cardillac's Schwagersohn werden sollte.“ — „Er mußte vielleicht sterben, oder gar nur für Andere morben,“ sprach la Regnie. — „Theilen, für Andere morden?“ fragte die Seuderi in vollem Erstaunen. — „Wißt, mein Fräulein!“ fuhr der Präsident fort, „daß Divier schon längst geblutet hätte auf dem Grebeplatz, stünde seine That nicht in Beziehung mit dem dicht verschleierte Geheimniß, das bisher so bedrohlich über ganz Paris waltete. Divier gehört offenbar zu jener verruchten Bande, die alle Aufmerksamkeit, alle Mühe, alles Forschen der Gerichtshöfe verschwendend, ihre Streiche sicher und ungestraft zu führen wußte. Durch ihn wird — muß Alles klar werden. Die Wunde Cardillac's ist denen ganz ähnlich, die alle auf der Strafe, in den Häusern Ermordeter und Brandstücker trugen. Dann aber das Entschiedenste, seit der Zeit, als Divier Bruffon verhaftet ist, haben alle Mordthaten, alle Beraubungen aufgehört. Sicher sind die Streichen zur Nachtzeit wie am Tage. Beweis genug, daß Divier vielleicht an der Spitze jener Mordbande stand. Noch will er nicht bekennen, aber es giebt Mittel, ihn sprechen zu machen wider seinen Willen.“ — „Und Madelon,“ fuhr die Seuderi, „die treue, unschuldige Taube!“ — „Wer steht mir dafür,“ sprach la Regnie mit einem süßlichen Lächeln, „daß sie nicht mit im Complot ist? — Ist ihr an dem Vater gelegen, nur dem Mordbuben gölten ihre Thränen.“ — „Was sagt Ihr!“ schrie die Seuderi, „es ist nicht möglich; den Vater! dieses Mädchen!“ — „D!“ fuhr la Regnie fort, „denkt doch nur an die Brinwillier! Ihr möget es mir verzeihen, wenn ich mich vielleicht bald genöthigt sehe, Euch, Eueren Schützling zu entreißen und in die Conciergerie werfen zu lassen.“ — Der Seuderi ging ein Grausen an, bei diesem entsetzlichen Verdacht. Es war ihr, als hätte er diesem schrecklichen Manne keine Treue, keine Loyalität bestehen, als spähe er in den tiefsten, geheimsten Schanden Mord und Blutschuld. Sie stand auf. „Seht mich an,“ das war Alles, was sie bekommen, mühsam hervorbekommen konnte. Schon im Begriff, die Treppe hinabzusteigen, bis zu der der Präsident sie zu zeremoniöser Artigkeit begleitet hatte, kam ihr, wie sie wußte sie nicht wie, ein seltsamer Gedanke. „Ward' es mir wohl erlaubt seyn, den unglücklichen Divier Bruffon zu sehen?“ So fragte sie den Präsidenten sich nicht umwendend. Dieser schaute sie mit bedenklicher Miene

an, dann verzog sich sein Gesicht in jenes widrige Lächeln, das ihm eien. „Gewiß wollt Ihr nun,“ sprach er, „mein würdiges Fräulein, Guern Gefühl, der innern Stimme mehr vertrauend als dem, was vor unsern Augen gesehen, selbst Diviers Schuld oder Unschuld prüfen. Scheut Ihr nicht den düstern Aufenthalt des Verhörs, ist es Euch nicht gehässig, die Bilder der Verworfenheit in allen Abstufungen zu sehen, so sollen für Euch in zwei Stunden die Thore der Conciergerie offen seyn. Man wird Euch diesen Divier, dessen Schicksal Eure Theilnahme erregt, vorstellen.“

In der That konnte sich die Scuderi von der Schuld des jungen Menschen nicht überzeugen. Alles sprach wider ihn, ja kein Richter in der Welt hätte anders gehandelt, wie la Regnie, bei solch entscheidenden Thatfachen. Aber das Bild häuslichen Glücks, wie es Mabelon mit den lebendigsten Zügen der Scuderi vor Augen gestellt, überstrahlte jeden Verdacht, und so mochte sie lieber ein unerklärliches Geheimniß annehmen, als daran glauben, wozegen Ihr ganzes Inneres sich empörte.

Sie gedachte, sich von Divier noch einmal Alles, wie es sich in jener verhängnisvollen Nacht begeben, erzählen zu lassen, und so viel möglich in ein Geheimniß zu dringen, das vielleicht den Richtern verschlossen geblieben, weil es werthlos schien, sich weiter darum zu bekümmern.

In der Conciergerie angekommen, führte man die Scuderi in ein großes helles Gemach. Nicht lange darauf vernahm sie Kettengerassel. Divier Bruffon wurde gebracht. Doch so wie er in die Thür trat, sank auch die Scuderi ohnmächtig nieder. Als sie sich erholt hatte, war Divier verschwunden. Sie verlangte mit Heftigkeit, daß man sie nach dem Wagen bringe; fort, augenblicklich fort wollte sie aus den Gemächern der frevelnden Verurtheilten. Ach! — auf den ersten Blick hatte sie in Divier Bruffon den jungen Menschen erkannt, der auf dem Pont-Neuf jenes Blatt ihr in den Wagen geworfen, bevor die Käfigen mit den Luwelen gebracht hatte. — Nun war ja jeder Zweifel gehoben, la Regnie's schreckliche Vermuthung ganz bestätigt. Divier Bruffon gehörte zu der fürchterlichen Mordbande, gewiß ermordete er auch den Meister! — Und Mabelon? — So bitter noch nie vom inneren Gefühl getäuscht, auf den Lob angepaßt von der höllischen Macht auf Erden, an deren Daseyn sie nicht geglaubt, verzweifelte die Scuderi an aller Wahrheit. Sie gab Raum dem entsetzlichen Verdacht, daß Mabelon mit verschworenen seyn und Theil haben könne an der gräßlichen Blutschuld. Wie es denn geschieht, daß der menschliche Geist, ist ihm ein Bild aufgegangen, emsig Farben sucht und findet, es greller und greller auszumalen, so fand auch die Scuderi, jeden Umstand der That, Mabelons Betragen in den kleinsten Zügen erwägend, gar Vieles, jenen Verdacht zu nähren. So wurde Manches, was ihr bisher als Beweis der Unschuld und Reinheit gegolten, sicheres Merkmal frevellicher Bosheit, studirter Heuchelei. Jener herzerreißende Jammer, die blutigen Thränen konnten wohl erpreßt seyn von der Todesangst, nicht den Geliebten bluten zu sehen, nein — selbst zu fallen unter der Hand des Henkers. Gleich sich die Schlange, die sie im Busen stieg, vom Halse zu schaffen, mit diesem Entschluß stieg die Scuderi aus dem Wagen. In ihr Gemach eingetreten, warf Mabelon sich ihr zu Füßen. Die Himmelsaugen, ein Engel Gottes hat sie nicht treuer, zu ihr emporgedrückt, die Hände vor der wallenden Brust zusammengefaßt, jammerte und flehte sie laut um Hülfen und Trost. Die Scuderi, sich mühsam zusammensetzend, sprach, indem sie dem Ton ihrer Stimme so viel Ernst und Stärke zu geben suchte, als ihr möglich: „Geh! — geh! — tröste Dich nur über den Mörder, den die ge-

rechte Strafe seiner Schandthaten erwartet. — Die heilige Jungfrau möge verbüten, daß nicht auf Dir selbst eine Blutschuld schwer lafte.“ „Ach nun ist alles verloren!“ — Mit diesem gellenden Ausruf stürzte Mabelon ohnmächtig zu Boden. Die Scuderi überließ die Sorge um das Mädchen der Martiniere und entfernte sich in ein anderes Gemach. —

Ganz zerrissen im Innern, entzweit mit allem Irdischen wünschte die Scuderi, nicht mehr in einer Welt voll höllischen Truges zu leben. Sie klagte das Verhängniß an, das in bitterem Hohn ihr so viele Jahre vergönnt, ihren Glauben an Tugend und Treue zu stärken, und nun in ihrem Alter das schöne Bild vernichte, welches ihr im Leben geleuchtet.

Sie vernahm, wie die Martiniere Mabelon fortbrachte, die leise seufzte und jammerte: „Ach! — auch sie — auch sie haben die Grausamen betührt. — Ich Elende — armer unglücklicher Divier!“ — Die Töne drangen der Scuderi ins Herz, und aufs neue regte sich aus dem tiefsten Innern heraus die Ahnung eines Geheimnisses, der Glaube an Diviers Unschuld. Bebrängt von den widersprechendsten Gefühlen, ganz außer sich, rief die Scuderi: „Welcher Geist der Hölle hat mich in die entsetzliche Geschichte verwickelt, die mir das Leben kosten wird!“ — In dem Augenblick trat Baptiste hinein, bleich und erschrocken, mit der Nachricht, daß Desgrais draußen sey. Seit dem abscheulichen Prozeß der la Voisin war Desgrais Erscheinung in einem Hause der gewisse Vorbote irgend einer peinlichen Anklage, daher kam Baptiste's Schreck, deshalb fragte ihn das Fräulein mit mildem Lächeln: „Was ist Dir Baptiste?“ — „Nicht wahr! — der Name Scuderi befand sich auf der Liste der la Voisin?“ „Ach um Christus willen,“ erwiderte Baptiste, am ganzen Leibe zitternd, „wie möget Ihr nur so etwas aussprechen, aber Desgrais — der entsetzliche Desgrais, thut so geheimnißvoll, so dringend, er scheint es gar nicht erwarten zu können, Euch zu sehen!“ — „Nun Baptiste,“ sprach die Scuderi, „so führ ihn nur gleich herein den Menschen, der Euch so fürchterlich ist, und der mir wenigstens keine Besorgniß erregen kann.“ — „Der Präsident la Regnie schickt mich zu Euch,“ sprach Desgrais, als er ins Gemach getreten, „mein Fräulein, mit einer Bitte, auf deren Erfüllung er gar nicht hoffen würde, konnte er nicht Eure Tugend, Euren Muth, läge nicht das letzte Mittel, eine böse Blutschuld an den Tag zu bringen, in Guern Händen, hättet Ihr nicht selbst schon Theil genommen an dem bösen Prozeß, der die Chambre ardente, uns alle in Aethem hält. Divier-Bruffon, seitdem er Euch gesehen hat, ist halb rasend. So sehr er schon zum Bekenntniß sich zu neigen schien, so schwört er doch jetzt aufs neue bei Christus und allen Heiligen, daß er an dem Morde Cardillacs ganz unschuldig sey, wiewohl er den Tod gern leiden wolle, den er verdient habe. Bemerk, mein Fräulein, daß der letzte Zufall offenbar auf andere Verbrechen deutet, die auf ihm lasten. Doch vergebens ist alle Mühe, nur ein Wort weiter herauszubringen, selbst die Drohung mit der Tortur hat nichts gefruchtet. Er fleht, er beschwört uns, ihm eine Unterredung mit Euch zu verschaffen, Euch nur, Euch allein will er alles gestehen. Laßt Euch herab, mein Fräulein, Bruffons Bekenntniß zu hören.“ „Wie!“ rief die Scuderi ganz entrüstet, „soll ich dem Blutzerricht zum Organ dienen, soll ich das Vertrauen des unglücklichen Menschen mißbrauchen, ihn aufs Blutgerüst zu bringen? — Nein Desgrais! mag Bruffon auch ein verrückter Mörder seyn, nie wär' es mir doch möglich, ihn so spitzbübisch zu hintergehen. Nichts mag ich von seinen Geheimnissen erfahren, die wie eine heilige Beichte in meiner Brust verschlossen bleiben würden.“ „Wiel-

leicht, mein Fräulein," versetzte Desgrais mit einem feinen Lächeln, „ändert sich Eure Gesinnung, wenn Ihr Bruffon gehört habt. Batet Ihr den Präsident nicht selbst, er sollte menschlich seyn? Er thut es, indem er dem thörichten Verlangen Bruffens nachgiebt, und so das letzte Mittel versucht, ehe er die Tortur verhängt, zu der Bruffon längst reis ist." Die Scuderi schrak unwillkürlich zusammen. „Seht," fuhr Desgrais fort, „würdige Dame, man wird Euch keinesweges zumuten, noch einmal in jene finstere Gemächer zu treten, die Euch mit Grausen und Abscheu erfüllen. In der Stille der Nacht, ohne alles Aufsehen, bringt man Olivier Bruffon wie einen freien Menschen zu Euch in Euer Haus. Nicht einmal belauscht, doch wohl bewacht, mag er Euch dann zwanglos Alles bekennen. Daß Ihr für Euch selbst nichts von dem Glenden zu fürchten habt, dafür siehe ich Euch mit meinem Leben ein. Er spricht von Euch mit inbrünstiger Verehrung. Er schwört, daß nur das düstere Verhängniß, welches ihm verwehrt habe, Euch früher zu sehen, ihn in den Tod gestürzt. Und dann steht es ja bei Euch, von dem, was Euch Bruffon entdeckt, so viel zu sagen, als Euch beliebt. Kann man Euch zu mehrerem zwingen?"

Die Scuderi sah tief sinnend vor sich nieder. Es war ihr, als müßte sie der höheren Macht gehorchen, die den Ausschluß irgend eines entsetzlichen Geheimnisses von ihr verlange, als könne sie sich nicht mehr den wunderbaren Verschlingungen entziehen, in die sie willenlos gerathen. Plötzlich entschlossen, sprach sie mit Würde: „Gott wird mir Fassung und Standhaftigkeit geben; führt den Bruffon her, ich will ihn sprechen."

So wie damals, als Bruffon das Kästchen brachte, wurde um Mitternacht an die Hausthüre der Scuderi geklopft. Baptiste, von dem nächtlichen Besuch unterrichtet, öffnete. Eiskalter Schauer überlief die Scuderi, als sie an den leisen Tritten, an dem dumpfen Gemurmel wahrnahm, daß die Wächter, die den Bruffon gebracht, sich in den Gängen des Hauses vertheilten.

Endlich ging leise die Thüre des Gemachs auf. Desgrais trat herein, hinter ihm Olivier Bruffon, freistehend, in anständigen Kleidern. „Hier ist Bruffon," sprach Desgrais, sich ehrerbietig verneigend, „mein würdiges Fräulein!" und verließ das Zimmer.

Bruffon sank vor der Scuderi nieder auf beide Knie, stehend erhob er die gefalteten Hände, indem häufige Thränen ihm aus den Augen rannen.

Die Scuderi schaute erblaßt, keines Wortes mächtig, auf ihn herab. Selbst bei den entstellten, ja durch Gram, durch grimmen Schmerz verzerrten Zügen strahlte der reine Ausdruck des treuesten Gemüths aus dem Jünglingsantlitze. Je länger die Scuderi ihre Augen auf Bruffons Gesicht ruhen ließ, desto lebhafter trat die Erinnerung an irgend eine geliebte Person hervor, auf die sie sich nur nicht deutlich zu erinnern vermochte. Alle Schauer wichen von ihr, sie vergaß, daß Carbillac's Mörder vor ihr knie, sie sprach mit dem anmuthigen Tone des ruhigen Wohlwollens, der ihr eigen: „Nun Bruffon, was habt Ihr mir zu sagen?" Dieser, noch immer kniend, seufzte auf vor tiefer, inbrünstiger Wehmuth und sprach dann: „D mein würdiges, mein hochverehrtes Fräulein, ist denn jede Spur der Erinnerung an mich verfliegen?" Die Scuderi, ihn noch aufmerksam betrachtend, erwiderte, daß sie allerdings in seinen Zügen die Aehnlichkeit mit einer von ihr geliebten Person gefunden, und daß er nur dieser Aehnlichkeit es verdanke, wenn sie den tiefen Abscheu vor dem Mörder überwinde und ihn ruhig anhöre. Bruffon, schwer verletzt durch diese Worte, erhob sich schnell und trat, den finstern Blick zu Boden gesenkt, einen Schritt zurück. Dann sprach er mit dumpfer Stimme: „Habt ihr denn Anne

Guiot ganz vergessen? — ihr Sohn Olivier — der Knabe, den Ihr oft auf Euern Knien schaukellet, ist es vor Euch steht." „D um aller Heiligen Willen!" rief die Scuderi, indem sie mit beiden Händen das Gesicht bedeckend, in die Polster zurückfiel. Das Fräulein hatte wohl Ursache genug, sich auf diese Weise zu erschrecken. Anne Guiot, die Tochter eines verarmten Bürgers, war von klein auf bei der Scuderi, die sie, wie die Mutter das liebe Kind, erzog mit aller Treue und Sorgfalt. Als sie nun herangewachsen, fand sich ein hübscher junger Jüngling, Claude Bruffon geheßen, ein, der um das Mädchen warb. Da er nun ein grundgeschiehter Schmacher war, der sein reichliches Brod in Paris finden mußte, Anne ihn auch herzlich lieb gewonnen hatte, so trug die Scuderi gar kein Bedenken, in die Heirat ihrer Pflgetochter zu willigen. Die jungen Leute richteten sich ein, lebten in stiller, glücklicher häuslicher und was den Liebesbund noch fester knüpfte, war die Geburt eines wunder schönen Knaben, der hohen Mutter treues Ebenbild.

Einen Abgott machte die Scuderi aus dem kleinen Olivier, den sie Stunden, Tage lang der Mutter entliehen um ihn zu liebevoll, zu hätscheln. Daher kam es, daß der Junge sich ganz an sie gewöhnte, und eben so gern bei ihr war, als bei der Mutter. Drei Jahre waren vorüber, als der Brodneid der Kunstgenossen Bruffons es dahin brachte, daß seine Arbeit mit jedem Tage abnahm, so daß er zuletzt kaum sich kümmerlich ernähren konnte. Dazu kam die Sehnsucht nach seinem theuern heimathlichen Genf, und so geschah es, daß die kleine Familie dorthin zog, des Widerstrebens der Scuderi, die alle nur mögliche Unterstützung versprach, unachtet. Noch ein paar mal schrieb Anne an ihre Pflegemutter, dann schwieg sie, und diese mußte glauben, daß das glückliche Leben in Bruffons Heimath das Ansehen aus der früher verlebten Lage nicht mehr aufkommen ließ.

Es waren jetzt gerade drei und zwanzig Jahre her, als Bruffon mit seinem Weibe und Kinde Paris verlassen und nach Genf gezogen.

„D entsetzlich," rief die Scuderi, als sie sich einige Maßen wieder erholt hatte, „Olivier bist Du? — der Sohn meiner Anne? — und jetzt!" „Wohl," antwortete Olivier ruhig und gefaßt, „mein würdiges Fräulein, hättet Ihr nimmermehr ahnen können, daß der Knabe, den Ihr wie die zärtlichste Mutter hätscheltet, den Ihr auf Euerm Schooß ihn schaukelnd, Näscheren auf die Schere in den Mund stecktet, dem Ihr die süßesten Blumen gabt, zum Jünglinge gereift bereit vor Euch stehen würde, gräßlicher Blutschuld angeklagt! — Ich bin vorwurfsfrei, die Chambre ardente kann mich nicht eines Verbrechen zeihen; aber, so wahr ich leben zu sterben hoffe, sey es auch durch des Henkers Hand rein bin ich von jeder Blutschuld, nicht durch mich, nicht durch mein Verschulden fiel der unglückliche Carbillac! — Olivier gerieth bei diesen Worten in ein Zittern und Schwanken. Stillschweigend wies die Scuderi auf einen kleinen Sessel, der Olivier zur Seite stand. Er ließ sich langsam nieder.

„Ich hatte Zeit genug," fing er an, „mich auf die Unterredung mit Euch, die ich als die letzte Aussicht der verhöhten Himmels betrachte, vorzubereiten, und so viel Ruhe und Fassung zu gewinnen als nöthig, Euch die Geschichte meines entsetzlichen, unerhörten Missethats zu erzählen. Erzeigt mir die Barmherzigkeit, mich ruhig anzuhören, so sehr Euch auch die Entdeckung eines solchen Geheimnisses, das Ihr gewiß nicht geahnet, überreißt, ja mit Grausen erfüllen mag. Hätte mein armer Vater Paris doch niemals verlassen! — So weit meine Erinnerung an Genf reicht, finde ich mich wieder, von den trostlosen Eltern mit Thränen benetzt, von ihrem

gen, die ich nicht verstand, selbst zu Thränen gebracht. Später kam mir das deutliche Gefühl, das volle Bewusstsein des drückenden Mangels, des tiefen Glends, in dem meine Eltern lebten. Mein Vater fand sich in allen seinen Hoffnungen getäuscht. Von tiefem Gram niedergedrückt, ertrückte, starb er in dem Augenblick, als es ihm gelungen war, mich bei einem Goldschmidt als Lehrlinge unterzubringen. Meine Mutter sprach viel von Euch, sie wollte Euch Alles klagen, aber dann überfiel sie die Rathlosigkeit, welche vom Glend erzeugt wird. Das und auch wohl falsche Scham, die oft an dem todwunden Gemüthe naht, hielt sie von ihrem Schluß zurück. Wenige Wochen nach dem Tode meines Vaters folgte ich meine Mutter ins Grab. „Arme Anne! arme Anne!“ rief die Stuberei von Schmerz überwältigt. „Dank und Preis der ewigen Macht des Himmels, daß sie hinüber ist, und nicht fallen sieht den geliebten Sohn unter der Hand des Denkers, mit Schande gebrandmarkt.“ So schrie Olivier laut auf, indem er einen wilden, entsetzlichen Blick in die Höhe warf. Es wurde draußen unruhig, man ging hin und her. „Ho ho,“ sprach Olivier mit einem bitteren Lächeln, „Désgrais weicht seine Spießgesellen, als ob ich hier entfliehen könnte. — Doch weiter: — Ich wurde von meinem Meister hart gehalten, unerachtet ich bald am besten arbeitete, ja wohl endlich den Meister weit übertraf. Es begab sich, daß einst ein Fremder in unsere Werkstatt kam, um einiges Geschmeide zu kaufen. Als der nun einen schönen Halschmuck sah, den ich gearbeitet, klopfte er mir mit freundlicher Miene auf die Schultern, indem er, den Schmuck beäugelnd, sprach: „Ei, ei! mein junger Freund, das ist ja ganz vortreffliche Arbeit. Ich würde in der That nicht, wer Euch noch anders übertraffen sollte, als René Gardillac, der freilich der erste Goldschmidt ist, den es auf der Welt giebt. Zu dem solltet Ihr hingehen; mit Freuden nimmt er Euch in seine Werkstatt, denn nur Ihr könnt ihm beistehen in seiner kunstvollen Arbeit, und nur von ihm allein könnt Ihr dagegen noch lernen.“ Die Worte des Fremden waren tief in meine Seele gefallen. Ich hatte keine Ruhe mehr in Genf, mich zog es fort mit Gewalt. Endlich gelang es mir, mich von meinem Meister los zu machen. Ich kam nach Paris. René Gardillac empfing mich kalt und barsch. Ich ließ nicht nach, er mußte mir Arbeit geben, so geringfügig sie auch seyn mochte. Ich sollte einen kleinen Ring fertigen. Als ich ihm die Arbeit brachte, sah er mich starr an mit seinen funkelnden Augen, als wolle er hineinschauen in mein Innerstes. Dann sprach er: „Du bist ein tüchtiger, wackerer Geselle, Du kannst zu mir ziehen und mir helfen in der Werkstatt. Ich zahle Dir gut, Du wirst mit mir zufrieden seyn.“ Gardillac hielt Wort. Schon mehrere Wochen war ich bei ihm, ohne Madelon gesehen zu haben, die, irr' ich nicht, auf dem Lande bei irgend einer Nichte Gardillac's damals sich aufhielt. Endlich kam sie. O du ewige Nacht des Himmels, wie geschah mir, als ich das Engelsbild sah! — Hat je ein Mensch so geliebt als ich! Und nun! — O Madelon!“

Olivier konnte vor Behmuth nicht weiter sprechen. Er hielt beide Hände vors Gesicht und schluchzte heftig. Endlich mit Gewalt den wilden Schmerz, der ihn erfaßte, niederklämpfend, sprach er weiter:

Madelon blickte mich an mit freundlichen Augen. Sie kam öfter und öfter in die Werkstatt. Mit Entzücken gewahrte ich ihre Liebe. So streng der Vater uns bewachte, mancher verstoßener Händedruck galt als Zeichen des geschlossenen Bundes, Gardillac schien nichts zu merken. Ich gedachte, hätte ich erst seine Gunst gewonnen, und konnte ich die Meisterschaft erlangen, um Madelon zu werben. Eines Morgens, als ich meine

Arbeit beginnen wollte, trat Gardillac vor mich hin, Zorn und Verachtung im finstern Blick. Ich bedarf Deiner Arbeit nicht mehr, sing er an, fort aus dem Hause, noch in dieser Stunde, und laß Dich nie mehr vor meinen Augen sehen. Warum ich Dich hier nicht mehr dulden kann, brauche ich Dir nicht zu sagen. Für Dich armen Schlucker hängt die süße Frucht zu hoch, nach der Du trachtest! Ich wollte reden, er packte mich aber mit starker Faust und warf mich zur Thüre hinaus, daß ich niederstürzte und mich hart verwundete an Kopf und Arm. — Empört, zerrissen vom grimmigen Schmerz verließ ich das Haus, und fand endlich am äußersten Ende der Vorstadt St. Martin einen gutmüthigen Bekannten, der mich aufnahm in seine Bodenkammer. Ich hatte keine Ruhe, keine Kost. Zur Nachtzeit umschlich ich Gardillac's Haus, wahnend, daß Madelon meine Seufzer, meine Klage vernehmen, daß es ihr vielleicht gelingen werde, mich vom Fenster herab unbelauscht zu sprechen. Allerlei verwegene Pläne kreuzten in meinem Gehirn, zu deren Ausführung ich sie zu bereben hoffte. An Gardillac's Haus in der Straße Ricaise schloß sich eine hohe Mauer mit Wenden und alten, halb zerstückelten Steinbildern darin. Dicht bei einem solchen Steinbilde sehe ich in einer Nacht und sehe hinauf nach den Fenstern des Hauses, die in den Hof gehen, den die Mauer einschließt. Da gewahrte ich plötzlich Licht in Gardillac's Werkstatt. Es ist Mitternacht, nie war sonst Gardillac zu dieser Stunde wach, er pflegte sich auf den Schlag neun Uhr zur Ruhe zu begeben. Mir pocht das Herz vor banger Ahnung, ich denke an irgend ein Ereigniß, das mir vielleicht den Eingang bahnt. Doch gleich verschwindet das Licht wieder. Ich drücke mich an das Steinbild, in die Blende hinein, doch entsetzt pralle ich zurück, als ich einen Gegendruck fühle, als sey das Bild lebendig worden. In dem dämmernden Schimmer der Nacht gewahrte ich nun, daß der Stein sich langsam dreht, und hinter demselben eine finstere Gestalt hervorschlüpft, die leisen Trittes des Strafe hinabgeht. Ich springe an das Steinbild heran, es sieht wie zuvor dicht an der Mauer. Unwillkürlich, wie von einer inneren Macht getrieben, schleiche ich hinter der Gestalt her. Gerade bei einem Marienbilde schaut die Gestalt sich um, der volle Schein der hellen Lampe, die vor dem Bilde brennt, fällt ihr ins Antlitz. Es ist Gardillac! Eine unbegreifliche Angst, ein unheimliches Grauen überfällt mich. Wie durch Zauber fest gebannt, muß ich fort — nach — dem gespenstlichen Nachtwanderer. Dafür halte ich den Meister, unerachtet nicht die Zeit des Vollmonds ist, in der solcher Spuk die Schlafenden behört. Endlich verschwindet Gardillac seitwärts in den tiefen Schatten. An einem kleinen, mir wohl bekannten Häuspchen gewahrte ich indessen, daß er in die Einfahrt eines Hauses getreten ist. Was bedeutet das, was wird er beginnen? — So frage ich mich selbst voll Erstaunen, und drücke mich dicht an die Häuser. Nicht lange dauerts, so kommt singend und trillerend ein Mann daher mit leuchtendem Federbusch und klirrenden Sporen. Wie ein Tiger auf seinen Raub, stürzt sich Gardillac aus seinem Schlupfwinkel auf den Mann, der in demselben Augenblick röchelnd zu Boden sinkt. Mit einem Schrei des Entsetzens springe ich heran, Gardillac ist über den Mann, der zu Boden liegt, her. Meister Gardillac, was thut Ihr? rufe ich laut. Vermaledeiter! brüllt Gardillac, rennt mit Blitzesschnelle bei mir vorbei und verschwindet. Ganz außer mir, kaum der Schritte mächtig, nähere ich mich dem Niederworfenen. Ich knie bei ihm nieder, vielleicht, denk ich, ist er noch zu retten, aber keine Spur des Lebens ist mehr in ihm. In meiner Todesangst gewahrte ich kaum,

daß mich die Marechaussee umringt hat. Schon wieder einer von den Teufeln niedergestreckt — he he — junger Mensch, was machst Du da — bist einer von der Bande? — fort mit Dir! So schrien sie durcheinander und packen mich an. Kaum vermag ich zu stammeln, daß ich solche gräßliche Unthat ja gar nicht hätte begangen können, und daß sie mich im Frieden ziehen lassen möchten. Da leuchtet mir einer ins Gesicht und ruft lachend: Das ist Olivier Brusson, der Goldschmidsgehilfe, der bei unserm ehrlichen, braven Meister René Cardillac arbeitet! — ja — der wird die Leute auf der Straße morden! — sieht mir recht darnach aus — ist recht nach der Art der Mordbuben, daß sie beim Reichthum lamentiren und sich fangen lassen werden. — Wie war's Junge? — erzähle dreist. Dicht vor mir, sprach ich, sprang ein Mensch auf den dort los, stieß ihn nieder und rannte blüschnell davon, als ich laut aufschrie. Ich wollt' doch sehen, ob der Niedergeworfene noch zu retten wäre. Nein, mein Sohn, ruft einer von denen, die den Reichthum aufgehoben, der ist hin, durchs Herz, wie gewöhnlich, geht der Dolchstich. Teufel, spricht ein anderer, kamen wir doch wieder zu spät wie vorgestern; damit entfernen sie sich mit dem Reichthum.

Wie mir zu Muthe war, kann ich gar nicht sagen; ich fühlte mich an, ob nicht ein böser Traum mich necke, es war mir, als müßt' ich nun gleich erwachen und mich wundern über das tolle Trugbild. — Cardillac — der Vater meiner Madelon ein verruchter Mörder! — Ich war kraftlos auf die steinernen Stufen eines Hauses gesunken. Immer mehr und mehr dämmerte der Morgen herauf, ein Offizierhut, reich mit Federn geschmückt, lag vor mir auf dem Pflaster. Cardillacs blutige That, auf der Stelle begangen, wo ich saß, ging vor mir hell auf. Entsetzt rannte ich von dannen.

Ganz verwirrt, beinahe besinnungslos sitze ich in meiner Dachkammer, da geht die Thür auf und René Cardillac tritt herein. Um Christus willen! was wollt Ihr? Ichrie ich ihm entgegen. Er, das gar nicht achtend, kommt auf mich zu und lächelt mich an mit einer Ruhe und Leutseligkeit, die meinen innern Abscheu vermehrt. Er rückt einen alten, gebrechlichen Schemel heran und setzt sich zu mir, der ich nicht vermag, mich von dem Strohlager zu erheben, auf das ich mich geworfen. Nun Olivier, fängt er an, wie geht es Dir, armer Junge? Ich habe mich in der That garstig überleilt, als ich Dich aus dem Hause stieß, Du fehlst mir an allen Ecken und Enden. Eben jetzt habe ich ein Werk vor, das ich ohne Deine Hülfen gar nicht vollenden kann. Wie wär's, wenn Du wieder in meiner Werkstatt arbeitetest? — Du schweigst? — Ja ich weiß, ich habe Dich beleidigt. Nicht verhehlen wollt' ichs Dir, daß ich auf Dich zornig war, wegen der Liebserei mit meiner Madelon. Doch recht überlegt habe ich mir das Ding nachher, und gefunden, daß bei Deiner Geschicklichkeit, Deinem Fleiß, Deiner Treue ich mir keinen bessern Eidam wünschen kann als eben Dich. Komm also mit mir und siehe zu, wie du Madelon zur Frau gewinnen magst.

Cardillacs Worte durchschnitten mir das Herz, ich erbebte vor seiner Bosheit, ich konnte kein Wort hervorbringen. Du zauberst, fuhr er nun fort mit scharfem Ton, indem seine funkelnden Augen mich durchbohren, Du kannst vielleicht heute nicht mit mir kommen, Du hast andere Dinge vor! — Du willst vielleicht Desgrais besuchen, oder Dich gar einführen lassen bei d'Argenson oder la Regnie. Nimm Dich in Acht, Bursche, daß die Krallen, die Du hervorlocken willst zu anderer Leute Verderben, Dich nicht selbst fassen und zerreißten. Da macht sich mein tief empörtes Ge-

müth plötzlich Luft. Wögen die, rufe ich, die sich gleicher Unthat bewußt sind, jene Namen führen, wie Du eben nanntest, ich darf das nicht — ich habe nichts mit ihnen zu schaffen. Eigentlich, spricht Cardillac weiter, Olivier, macht es Dir Ehre, wenn Du bei mir arbeitest, bei mir, dem berühmtesten Meister seiner Zeit überall hoch geachtet wegen seiner Treue und Rechtschaffenheit, so daß jede böse Verläumdung schwer zurückfallen würde auf das Haupt des Verläumders. — Nun Madelon betrifft, so muß ich Dir nur gestehen, daß Du meine Nachgiebigkeit ihr allein verdankst. Sie liebte Dich mit einer Hestigkeit, die ich dem zarten Kinde gar nicht zutrauen konnte. Gleich als Du fort warst, fuhr ich mir zu Füßen, umschlang meine Knie und gestand mir tausend Thränen, daß sie ohne Dich nicht leben könne. Ich dachte, sie bilde sich das nur ein, wie es denn jungen verliebten Dingen zu geschehen pflegt, daß sie gleich sterben wollen, wenn das erste Mißgeschick freundlich angeblickt. Aber in der That, meine Madelon wurde stoch und krank, und wie ich ihr denn das tolle Zeug ausreden wollte, rief sie hundertmal Demen Namen. Was konnt' ich endlich thun, wollt' ich sie nicht zweifeln lassen. Gestern Abend sagt' ich ihr, ich wollte in Alles und werde Dich heute holen. Da ist sie die Nacht aufgebüht wie eine Rose, und harret nun auf Dich ganz außer sich vor Liebessehnsucht. — Mag es mir die ewige Macht des Himmels vergehen, aber selbst wollt' ich nicht, wie es geschah, daß ich plötzlich in Cardillacs Hause stand, daß Madelon laut aufschrie: Olivier — mein Olivier — mein Geliebter — mein Gott! — und mich gestürzt, mich mit beiden Armen umschlang, mich fest an ihre Brust drückte, daß ich im Uebermaß die höchsten Entzückens bei der Jungfrau und allen Heiligen schwor, sie nimmer, nimmer zu verlassen!

Erstüchert von dem Andenken an diesen entscheidenden Augenblick mußte Olivier inne halten. Die Seelen von Grausen erfüllt über die Unthat eines Mannes, von sie für die Jugend, die Rechtschaffenheit selbst gehalten, rief: „Entsetzlich! — René Cardillac gehört zu der Mordbände, die unsere gute Stadt so lange zur Verberühmte machte?“ „Was sagt Ihr, mein Knecht?“ sprach Olivier, „zur Bande? Nie hat es eine solche Bande gegeben. Cardillac allein war es, der mit verruchter Thätigkeit in der ganzen Stadt seine Schicksalopfer suchte und fand. Daß er es allein war, daran liegt die Sicherheit, womit er seine Streiche führte, die unüberwindene Schwierigkeit, die Mörder auf die Spur zu kommen. — Doch laßt mich fortfahren, der Verfolg wird Euch die Geheimnisse des verruchters und zugleich unglücklichsten aller Menschen aufdecken. — Die Lage, in der ich mich nun bei dem Meister befand, jeder mag die sich leicht denken. Der Schritt war geschahen, ich konnte nicht mehr zurück. Zuweilen war es mir, als sey ich selbst Cardillacs Mordgehilfe geworden, nur in Madelon's Liebe vergaß ich die innere Pein, die mich quälte, nur bei ihr konnt' es mir gelingen, jenen äußere Spur namentlosen Grams weg zu tilgen. Arbeitete ich mit dem Alten in der Werkstatt, nicht ins Klügliche vermochte ich ihm zu schauen, kaum ein Wort zu reden vor dem Grausen, das mich durchbebt in der Nähe des entsetzlichen Menschen, der alle Tugenden des treuen, zärtlichen Vaters, des guten Bürgers erfüllte, während die Nacht seine Unthaten verschleierte. Madelon, das fromme, engelstreine Kind, hing an ihm mit abgöttischer Liebe. Das Herz durchbohret' es mir, wenn ich daran dachte, daß, trafe einmal die Rache den verlarvten Mörder, sie ja, mit aller höllischen List des Satans getäuscht, der gräßlichsten Verzweiflung unterliegen müßte. Schon das verschloß mir den Mund, und hat' ich den Tod des Verbrechers darum dulden müssen. Unrecht-

ich aus den Fäden der Marechauffee genug entnehmen konnte, waren mir Gardillac's Unthaten, ihr Motiv, die Art, sie auszuführen, ein Räthsel: die Aufklärung blieb nicht lange aus. Eines Tages war Gardillac, der sonst meinen Abscheu erregend, bei der Arbeit in der heitersten Laune, scherzte und lachte, sehr ernst und in sich gekehrt. Mächtig warf er das Geschmeide, woran er eben arbeitete, bei Seite, daß Stein und Perlen auseinander rollten, stand bestig auf und sprach: *Misère!* — es kann zwischen uns Weiden nicht so bleiben, dieß Verhältnis ist mir unerträglich. — Was der feinsten Schlaugigkeit Desgrais und seiner Spießgesellen nicht gelang zu entdecken, das spielte Dir der Zufall in die Hände. Du hast mich geschaut in der nächtlichen Arbeit, zu der mich mein böser Stern treibt, kein Widerstand ist möglich. — Auch Dein böser Stern war es, der Dich mir folgen ließ, der Dich in undurchdringliche Schleiern hüllte, der Deinem Fußtritt die Leichtfertigkeit gab, daß Du unhörbar wundetest wie das kleinste Thier, so daß ich, der ich in der tiefsten Nacht klar schaue, wie der Tiger, der ich Strophen weit das kleinste Geräusch, das Summen der Wäde vernehme, Dich nicht bemerkte. Dein böser Stern hat Dich, meinen Gefährten, mir zugeführt. An Verrath ist, so wie Du jetzt siehst, nicht mehr zu denken. Darum magst Du Alles wissen. Nimmermehr werd' ich Dein Gefährte seyn, heuchlerischer Bösewicht. So wollt' ich aufstören, aber das innere Entsetzen, das mich bei Gardillac's Worten erfasst, schnürte mir die Kehle zu. Statt der Worte vermochte ich nur einen unverständigen Laut auszuathmen. Gardillac setzte sich wieder in seinen Arbeitsstuhl. Er trocknete sich den Schweiß von der Stirne. Er schien, von der Erinnerung des Vergangenen hart beklübet, sich mühsam zu fassen. Endlich fing er an: Weise Männer sprechen viel von den seltsamen Eindrücken, deren Frauen in guter Hoffnung fähig sind, von dem wunderbaren Einfluß solch lebhaften, willenlosen Eindrucks von außen her auf das Kind. Von meiner Mutter erzahlte man mir eine wunderbare Geschichte. Als die mit mir im ersten Monat schwanger ging, schaute sie mit andern Weibern einem glänzenden Hoffest zu, das in Trianon gegeben wurde. Da fiel ihr Blick auf einen Cavalier in spanischer Kleidung mit einer blühenden Juwelenkette um den Hals, von der sie die Augen gar nicht mehr abwenden konnte. Ihr ganzes Wesen war Begierde nach den funkelnden Steinen, die ihr ein überirdisches Gut dünkten. Derselbe Cavalier hatte vor mehreren Jahren, als meine Mutter noch nicht verheiratet, ihrer Tugend nachgestellt, war aber mit Abscheu zurückgewiesen worden. Meine Mutter erkannte ihn wieder, aber jetzt war es ihr, als sey er im Glanz der strahlenden Diamanten ein Wesen höherer Art, der Inbegriff aller Schönheit. Der Cavalier bemerkte die sehnsuchtsvollen, feurigen Blicke meiner Mutter. Er glaubte jetzt glücklicher zu seyn als vormalis. Er wußte sich ihr zu nähern, noch mehr, sie von ihren Bekannten fort an einen einsamen Ort zu locken. Dort schloß er sie brünstig in seine Arme, meine Mutter faßte nach der schönen Kette, aber in demselben Augenblick sank er nieder und riß meine Mutter mit sich zu Boden. Sey es, daß ihn der Schlag plötzlich getroffen, oder aus einer andern Ursache, genug, er war todt. Vergebens war das Mühen meiner Mutter, sich den im Todeskrampf erstarrten Armen des Leichnams zu entwenden. Die hohlen Augen, deren Sehkraft erloschen, auf sie gerichtet, wälzte der Todte sich mit ihr auf dem Boden. Ihr gelendes Hülfgeschrei drang endlich bis zu der Ferne Vorübergehenden, die herbeieilten und sie retteten aus den Armen des graufigen Liebhabers. Das Entsetzen warf meine Mutter auf ein schweres Krankenlager. Man gab sie, mich verloren, doch sie gesundete und die Ent-

bindung war glücklicher, als man je hatte hoffen können. Aber die Schrecken jenes fürchterlichen Augenblicks hatten mich getroffen. Mein böser Stern war aufgegangen und hatte den Funken hinabgeschossen, der mir eine der seitsamsten und verderblichsten Leidenschaften entzündet. Schon in der frühesten Kindheit gingen mir glänzende Diamanten, goldenes Geschmeide über Alles. Man hielt das für gewöhnliche kindische Neigung. Aber es zeigte sich anders, denn als Knabe stahl ich Gold und Juwelen, wo ich sie habhaft werden konnte. Wie der geübteste Kenner unterschied ich aus Instinkt unächttes Geschmeide von ächtem. Nur dieses lockte mich, unächttes so wie geprägtes Gold ließ ich unbeachtet liegen. Den grausamsten Züchtigungen des Vaters mußte die angeborne Begierde weichen. Ein nur mit Gold und edlen Steinen handthieren zu können, wandte ich mich zur Goldschmidts-Profession. Ich arbeitete mit Leidenschaft und wurde bald der erste Meister dieser Art. Nun begann eine Periode, in der der angeborne Trieb, so lange nieder gedrückt, mit Gewalt empor drang und mit Macht wuchs, Alles um sich her weggehend. So wie ich ein Geschmeide gefertigt und abgeliefert, fiel ich in eine Unruhe, in eine Trostlosigkeit, die mir Schlaf, Gesundheit — Lebensmuth raubte. — Wie ein Gespenst stand Tag und Nacht die Person, für die ich gearbeitet, mir vor Augen, geschmückt mit meinem Geschmeide, und eine Stimme raunte mir in die Ohren: Es ist ja dein — es ist ja dein — nimm es doch — was sollen die Diamanten dem Todten! — Da legte ich mich endlich auf Diebestühle. Ich hatte Zutritt in den Häusern der Großen, ich nützte schnell jede Gelegenheit, kein Schloß widerstand meinem Geschick und bald war der Schmuck, den ich gearbeitet, wieder in meinen Händen. — Aber nun vertrieb selbst das nicht meine Unruhe. Jene unheimliche Stimme ließ sich dennoch vernehmen und höhnte mich und rief: Hoho, dein Geschmeide trägt ein Todter! — Selbst wußte ich nicht, wie es kam, daß ich einen unaussprechlichen Haß auf die warf, denen ich Schmuck gefertigt. Ja! im tiefsten Innern regte sich eine Mordlust gegen sie, vor der ich selbst erbebt. — In dieser Zeit kaufte ich dieses Haus. Ich war mit dem Besitzer Handels einig geworden, hier in diesem Gemach saßen wir erkeut über das geschlossene Geschäft beisammen, und tranken eine Flasche Wein. Es war Nacht worden, ich wollte aufbrechen, da sprach mein Verkäufer: Hört, Meister René, ehe Ihr fortgeht, muß ich Euch mit einem Geheimniß dieses Hauses bekannt machen. Darauf schloß er jenen in die Mauer eingeführten Schrank auf, schob die Hinterwand fort, trat in ein kleines Gemach, hückte sich nieder, hob eine Fallthür auf. Eine steile, schmale Treppe stiegen wir hinab, kamen an ein schmales Pfortchen, das er aufschloß, traten hinaus in den freien Hof. Nun schritt der alte Herr, mein Verkäufer, hinan an die Mauer, schob an einem nur wenig hervorragenden Eisen, und alsbald drehte sich ein Stück Mauer los, so daß ein Mensch bequem durch die Oeffnung schlüpfen und auf die Straße gelangen konnte. Du magst einmal das Kunststück sehen, *Misère*, das wahrscheinlich schlaue Mönche des Klosters, welches ehemals hier lag, fertigen ließen, um heimlich aus- und einschlüpfen zu können. Es ist ein Stück Holz, nur von außen gemörtelt und getüncht, in das von außen her eine Bildsäule, auch nur von Holz, doch ganz wie Stein, eingefügt ist, welches sich mit sammt der Bildsäule auf verborgenen Angeln dreht. — Dunkle Gedanken stiegen in mir auf, als ich diese Einrichtung sah, es war mir, als sey vorgearbeitet solchen Thaten, die mir selbst noch Geheimniß blieben. Eben hatt' ich einem Herrn vom Hofe einen reichen Schmuck abgeliefert, der, ich weiß es, einer

Sperntänzerin bestimmt war. Die Todesfolter blieb nicht aus — das Gespenst hing sich an meine Schritte — der lächelnde Satan an mein Ohr! — Ich zog ein in das Haus. In blutigem Angstschweiß gebadet, wälzte ich mich schlaflos auf dem Lager! Ich seh' im Geiste den Menschen zu der Tänzerin schleichen mit meinem Schmuck. Voller Wuth springe ich auf — werfe den Mantel um — steige herab die geheime Treppe — fort durch die Mauer nach der Straße Nicaise. — Er kommt, ich falle über ihn her, er schreit auf, doch von hinten festgepackt stoße ich ihm den Dolch ins Herz — der Schmuck ist mein! — Dieß gethan, fühlte ich eine Ruhe, eine Zufriedenheit in meiner Seele, wie sonst niemals. Das Gespenst war verschwunden, die Stimme des Satans schwieg. Nun wußte ich was mein böser Stern wollte, ich muß' ihm nachgeben, oder untergehen! — Du begreiffst jest mein ganzes Thun und Treiben, Olivier! — Glaube nicht, daß ich darum, weil ich thun muß, was ich nicht lassen kann, jenem Gefühl des Mitleids, des Erbarmens, was in der Natur des Menschen bedingt seyn soll, rein entsagt habe. Du weißt, wie schwer es mir wird, einen Schmuck abzuliefern; wie ich für manche, deren Tod ich nicht will, gar nicht arbeite, ja wie ich sogar, weiß ich, daß am morgenden Tage Blut mein Gespenst verbannen wird, heute es bei einem tüchtigen Kaufschlage bewenden lasse, der den Besitzer meines Kleinods zu Boden stößt, und mir dieses in die Hand liefert. — Dieß alles gesprochen, führte mich Cardillac in das geheime Gewölbe und gönnte mir den Anblick seines Juwelen-Kabinetts. Der König besitz' es nicht reicher. Bei jedem Schmuck war auf einem kleinen daran gehängten Zettel genau bemerkt, für wen es gearbeitet, wann es durch Diebstahl, Raub oder Mord genommen worden. An Deinem Hochzeits-tage, sprach Cardillac dumpf und feierlich, Olivier, wirst Du mir, die Hand gelegt auf des gekreuzigten Christus Bild, einen heiligen Eid schwören, so wie ich gestorben, alle diese Reichthümer in Staub zu vernichten, durch Mittel, die ich Dir dann bekannt machen werde, ich will nicht, daß irgend ein menschlich Wesen, und am wenigsten Mabelon und Du, in den Besitz des mit Blut erkauften Horts komme. Gefangen in diesem Labyrinth des Verbrechens, zerrissen von Liebe und Abscheu, von Ranne und Entsetzen, war ich dem Verdammten zu vergleichen, dem ein holder Engel mild lächelnd hinaufwinkt, aber mit glühenden Krallen festgepackt hält ihn der Satan, und des frommen Engels Liebeslächeln, in dem sich alle Seligkeit des hohen Himmels abspiegelt, wird ihm zur grimmigsten seiner Quaaln. — Ich dachte an Flucht — ja an Selbstmord — aber Mabelon! — Tadelst mich, tadelst mich, mein würdiges Fräulein, daß ich zu schwach war, mit Gewalt eine Leidenschaft niederzukämpfen, die mich an das Verbrechen fesselte; aber büße ich nicht dafür mit schmachvollem Tode? — Eines Tages kam Cardillac nach Hause ungewöhnlich heiter. Er liebte Mabelon, warf mir die freundlichsten Blicke zu, trank bei Tisch eine Flasche edlen Weins, wie er es nur an hohen Fest- und Feiertagen zu thun pflegte, sang und jubelte. Mabelon hatte uns verlassen, ich wollte in die Werkstatt: Bleib sitzen, Zunge, rief Cardillac, heut' keine Arbeit mehr, laß uns eins trinken auf das Wohl der allerwürdigsten, vortrefflichsten Dame in Paris. Nachdem ich mit ihm angepfosfen und er ein volles Glas geleert hatte, sprach er: Sag' an, Olivier, wie gefallen Dir die Verse:

Un amant qui craint les voleurs
N'est point digne d'amour!

Er erzählte nun, was sich in den Gemächern der

Maintenon mit Euch und dem Könige begeben und fügte hinzu, daß er Euch von jeher verehrt habe, und sonst kein menschliches Wesen, und daß Ihr, mit hoch hoher Tugend begabt, vor der der böse Stern trübselos erleichte, selbst den schönsten von ihm gefertigten Schmuck tragend, niemals ein böses Gespenst, Wahngedanken in ihm erregen würdet. Höre Olivier, sprach er, wozu ich entschlossen. Vor langer Zeit sollte ich Euch Schmuck und Armbänder fertigen für Henriette von England und selbst die Steine dazu liefern. Die Arbeit so lang mir wie keine andere, aber es zerriss mir die Seele, wenn ich daran dachte, mich von dem Schmuck, der mir Herzensfeind geworden, trennen zu müssen. Da wußte der Prinzessin unglücklichen Tod durch Mordanschlag. Ich behielt den Schmuck und will ihn nun als ein Zeichen meiner Ehrfurcht, meiner Dankbarkeit dem Freiwillichen von Seuderi senden im Namen der verfolgten Bank. — Außerdem, daß die Seuderi das sprechende Zeichen ihres Triumphs erhält, verhöfne ich auch Desgrais und seine Gefellen, wie sie es verdienen. — Du sollst ihr den Schmuck hintragen. So wie Cardillac Euer Namen nannte, Fräulein, war es, als würden schwarze Schläue weggezogen, und das schöne, lichte Bild meiner glühlichen frühen Kinderzeit ginge wieder auf in bunten, glänzenden Farben. Es kam ein wunderbarer Licht in meine Seele, ein Hoffnungsstrahl, vor dem die finsternen Geister schwanden. Cardillac mochte den Eindruck, den seine Worte auf mich gemacht, wahrnehmen und nach seiner Art deuten. Dir scheint, sprach er, mein Verhalten zu behagen. Gestehe ich wohl, daß eine tiefere innere Stimme, sehr verschieden von der, welche Mabelon verlangt wie ein gefräßiges Raubthier, mir befohlen hat, daß ich solches thue. — Manchmal wird mir wunderbar im Gemüthe — eine innere Angst, die kommt vor irgend etwas Entsetzlichem, dessen Schauer aus einem fernem Jenseits herüber wehen in die Zeit, ergreift mich gewaltsam. Es ist mir dann fogar, als ob das, was der böse Stern begonnen durch mich, meiner unsterblichen Seele, die daran keinen Theil hat, zugerechnet werden könne. In solcher Stimmung beschloß ich, für die heilige Jungfrau in der Kirche St. Cuthache eine schöne Diademantens-Krone zu fertigen. Aber jene unbegreifliche Angst überfiel mich stärker, so oft ich die Arbeit beginnen wollte, da unterließ ich's ganz. Jetzt ist es mir, als wenn ich der Tugend und Frömmigkeit selbst demüthet sei ein Opfer bringe und wirksame Fürsprache ersehe, indem ich der Seuderi den schönsten Schmuck sende, den ich jemals gearbeitet. — Cardillac, mit Eurer ganzen Lebensweise, mein Fräulein, auf das genaueste bekannt, sah mir nun Art und Weise so wie die Stunde an, wie und wann ich den Schmuck, den er in ein sauberes Kästchen schloß, abliefern sollte. Mein ganzes Wesen war Entzücken, denn der Himmel selbst zeigte mir durch den frommlichen Cardillac den Weg, mich zu retten aus der Hölle, in der ich, ein verstoffener Sünder, schmachtete. So dankte ich. Ganz gegen Cardillac's Willen wollte ich Euch zu Euch dringen. Als Anne Bruffons Sohn, als Euer Pfandling gedacht ich mich Euch zu Füßen zu werfen und Euch Alles — Alles zu entdecken. Ihr hättet, gerührt von dem namenlosen Glend, das der armen, unschuldigen Mabelon drohte bei der Entdeckung, das Geheimniß beachtet, aber Euer hoher, scharfsinniger Geist fand gewis sichere Mittel, ohne jene Entdeckung der verrathenen Bosheit Cardillac's zu steuern. Fragt mich nicht, warum diese Mittel hätten bestehen sollen, ich weiß es nicht — aber daß Ihr Mabelon und mich retten würdet, davon lag die Ueberzeugung fest in meiner Seele, wie der Glanz an die trostreiche Hüfte der heiligen Jungfrau. — Ihr wißt, Fräulein, daß meine Absicht in jener Nacht fehlgeschlug. Ich verlor nicht die Hoffnung, ein andermal

glücklicher zu seyn. Da geschah es, daß Gardillac plötzlich alle Munterkeit verlor. Er schlich trübe umher, starrte vor sich hin, murmelte unverständliche Worte, socht mit den Händen, Feindliches von sich abwehrend, sein Geiſt schien gequält von bösen Gedanken. So hatte er es einen ganzen Morgen getrieben. Endlich setzte er sich an den Werkſtisch, sprang unmutig wieder auf, schaute durch's Fenster, sprach ernst und düſter: Ich wollte doch, Henriette von England hätte meinen Schmutz getragen! — Die Worte erfüllten mich mit Entſetzen. Nun wußt' ich, daß sein irrer Geiſt wieder erfaßt war von dem abſcheulichen Mordgeſpenſt, daß des Satans Stimme wieder laut worden vor ſeinen Ohren. Ich ſah Euer Leben bedroht von dem verruchten Mordteufel. Hatte Gardillac ſeinen Schmutz nur wieder in Händen, ſo wär' Ihr gerettet. Mit jedem Augenblick wuchs die Gefahr. Da begegnete ich Euch auf dem Pontneuf, drängte mich an Eure Kutſche, warf Euch jenen Bettel zu, der Euch beſchwor, doch nur gleich den erhaltenen Schmutz in Gardillac's Hände zu bringen. Ihr kamt nicht. Meine Angst ſtieß bis zur Verzweiflung, als andern Tages Gardillac von nichts anderm ſprach, als von dem köſtlichen Schmutz, der ihm in der Nacht vor Augen gekommen. Ich konnte das nur auf Eueren Schmutz deuten, und es wurde mir gewiß, daß er über irgend einen Mordanſchlag brüte, den er gewiß ſchon in der Nacht auszuführen ſich vorzunehmen. Euch retten muß' ich, und ſoll es Gardillac's Leben koſten. So wie Gardillac nach dem Abendgebet ſich wie gewöhnlich eingekloſſen, ſtieß ich durch ein Fenſter in den Hof, ſchlüpfte durch die Oeffnung in der Mauer und ſtellte mich unfern in den tiefen Schatten. Nicht lange dauerte es, ſo kam Gardillac heraus und ſchlich leiſe durch die Straße fort. Ich hinter ihm her. Es ging nach der Straße St. Honoré, mir hebe das Herz. Gardillac war mit einemmal mir entſchwunden. Ich beſchloß, mich an Eure Hausthüre zu ſtellen. Da kommt ſingend und trillernd, wie damals, als der Zufall mich zum Zuſchauer von Gardillac's Mordthat machte, ein Offizier bei mir vorüber, ohne mich zu gewahren. Aber in demſelben Augenblicke ſpringt eine ſchwarze Geſtalt terror und ſällt über ihn her. Es iſt Gardillac. Dieſen Mord will ich hindern, mit einem lauten Schrei bin ich in zwei — drei Sägen zur Stelle. — Nicht der Offizier — Gardillac ſinkt zum Lode getroffen röchelnd zu Boden. Der Offizier läßt den Dolch fallen, reiſt den Degen aus der Scheide, ſtellt ſich, während, ich ſey des Mörders Geſelle, kampffertig mir entgegen, eilt aber ſchnell davon, als er gewährt, daß ich, ohne mich um ihn zu kümmern, nur den Leichnam unterſuche. Gardillac lebte noch. Ich lud ihn, nachdem ich den Dolch, den der Offizier hatte fallen laſſen, zu mir geſteckt, auf die Schultern und ſchleppte ihn mühsam fort nach Hauſe, und durch den geheimen Gang hinauf in die Werkſtatt. — Das Uebrige iſt Euch bekannt. Ihr ſeht, mein würdiges Fräulein, daß mein einziges Verbrechen nur darin beſteht, daß ich Madelons Vater nicht den Gerichten verrieth und ſo ſeinen Unthaten ein Ende machte. Rein bin ich von jeder Blutſchuld. — Keine Marter wird mir das Geheimniß von Gardillac's Unthaten abzwängen. Ich will nicht, daß der ewigen Macht, die der tugendhaften Tochter des Vaters gräßliche Blutſchuld verſchleierte, zum Troß, das ganze Elend der Vergangenheit, ihres ganzen Seyns noch jetzt tödtend auf ſie einbreche, daß noch jetzt die weltliche Rache den Leichnam aufwühle aus der Erde, die ihn deckt, daß noch jetzt der Henker die vermoderten Gebeine mit Schande brandmarke. — Rein! — mich wird die Geliebte meiner Seele beweinend als den unſchuldig Gefallenen, die Zeit wird ihren Schmerz lindern, aber unüberwindlich würde der Jammer ſeyn über des geliebten Vaters entſetzliche Thaten der Hölle.

Divier ſchwieg, aber nun ſtürzte plötzlich ein Thränenſtrom aus ſeinen Augen, er warf ſich der Scuderi zu Füßen und ſtobte: „Ihr ſeyd von meiner Unſchuld überzeugt — gewiß Ihr ſeyd es! — Habt Erbarmen mit mir, ſagt, wie ſieht es um Madelon?“ — Die Scuderi rief der Martiniere, und nach wenigen Augenblicken flog Madelon an Diviers Hals. „Nun iſt alles gut, da Du hier biſt — ich wußt' es ja, daß die edelmüthigſte Dame Dich retten werde!“ So rief Madelon einmal über das andere, und Divier vergaß ſein Schickſal, alles was ihm drohte, er war frei und ſelig. Auf das rührendſte klagten Beide ſich, was ſie um einander gelitten, und umarmten ſich dann aufs neue, und winteten vor Entzücken, daß ſie ſich wieder gefunden.

Wäre die Scuderi nicht von Diviers Unſchuld ſchon überzeugt geweſen, der Glaube daran müſte ihr jetzt gekommen ſeyn, da ſie die Weiden betrachtete, die in der Seligkeit des innigſten Liebesbündniſſes die Welt vergaßen und ihr Elend und ihr namenloſes Leiden. „Nein,“ rief ſie, „ſolch ſeltiger Vergeſſenheit iſt nur ein reines Herz fähig.“

Die hellen Strahlen des Morgens brachen durch die Fenſter. Desgrais klopfte leiſe an die Thüre des Gemachs, und erinnerte, daß es Zeit ſey, Divier Bruffon fortzuſchaffen, da ohne Aufſehen zu erregen das ſpäter nicht geſchehen könne. Die Liebenden mußten ſich trennen. —

Die dunklen Ahnungen, von denen der Scuderi Gemüth befangen ſeit Bruffons erſtem Eintritt in ihr Haus, hatten ſich nun zum Leben geſtaltet auf fürchtbare Weiſe. Den Sohn ihrer geliebten Anne ſah ſie ſchuttblös verſtrickt auf eine Art, daß ihn vom ſchmachvollen Tod zu retten kaum denkbar ſchien. Sie ehrte des Jünglings Heldensinn, der lieber ſchuldbeladen ſterben, als ein Geheimniß verrathen wollte, das ſeiner Madelon den Tod bringen müſte. Im ganzen Reiche der Mächtigkeit fand ſie kein Mittel, den Aermſten dem graufamen Gerichtshofe zu entreißen. Und doch ſtand es feſt in ihrer Seele, daß ſie kein Opfer ſcheuen müſſe, das himmelschreiende Unrecht abzuwenden, das man zu begehen im Begriffe war. — Sie quälte ſich ab mit allerlei Entwürfen und Plänen, die bis an das Abenteuerliche ſtreiften, und die ſie eben ſo ſchnell verwarf als auffaßte. Immer mehr verſchwand jeder Hoffungsſchimmer, ſo daß ſie verzweifeln wollte. Aber Madelons unbedingtes, frommes, kindliches Vertrauen, die Verklärung, mit der ſie vom Geliebten ſprach, der nun bald, freigeſprochen von jeder Schuld, ſie als Gattin umarmen werde, richtete die Scuderi in eben dem Grab wieder auf, als ſie davon bis tief in's Herz gerührt wurde.

Um nun endlich etwas zu thun, ſchrieb die Scuderi an la Regnie einen langen Brief, worin ſie ihm ſagte, daß Divier Bruffon ihr auf die glaubwürdigſte Weiſe ſeine völlige Unſchuld an Gardillac's Lode dargethan habe, und daß nur der heidenmüthige Entſchluß, ein Geheimniß in das Grab zu nehmen, deſſen Enthüllung die Unſchuld und Tugend ſelbſt verderben würde, ihn zurückhalte, dem Gericht ein Geſtändniß abzulegen, das ihn von dem entſetzlichen Verdacht nicht allein, daß er Gardillac ermordet, ſondern daß er auch zur Hand verruchter Mörder gehöre, befreien müſſe. Alles was glühender Eifer, was geiſtvolle Beredsamkeit vermag, hatte die Scuderi aufgeboden, la Regnies hartes Herz zu erweichen. Nach wenigen Stunden antwortete la Regnie, wie es ihn herzlich freue, wenn Divier Bruffon ſich bei ſeiner hohen würdigen Gönnerin gänzlich gerechtfertigt habe. Was Diviers heidenmüthigen Entſchluß betreffe, ein Geheimniß, das ſich auf die That beziehe, mit ins Grab nehmen zu wollen, ſo thue es ihm leid, daß die Chambre ardente dergleichen Heidenmuth nicht ehren könne, denſelben vielmehr durch die kräftigſten Mit-

tel zu brechen suchen müsse. Nach drei Tagen hoffe er in dem Besiz des seltsamen Geheimnisses zu seyn, das wahrscheinlich geschehene Wunder an den Tag bringen werde.

Nur zu gut wußte die Scuderi, was der fürchterliche la Regnie mit jenen Mitteln, die Bruffons Heldenmuth brechen sollen, meinte. Nun war es gewiß, daß die Tortur über den Unglücklichen verhängt war. In der Todesangst fiel der Scuderi endlich ein, daß, um nur Aufschub zu erlangen, der Rath eines Rechtsverständigen dienlich seyn könne. Pierre Arnaud d'Andilly war damals der berühmteste Advokat in Paris. Seiner tiefen Wissenschaft, seinem umfassenden Verstande war seine Rechtschaffenheit, seine Tugend gleich. Zu dem begab sich die Scuderi und sagte ihm Alles, so weit es möglich war, ohne Bruffons Geheimniß zu verlegen. Sie glaubte, daß d'Andilly mit Eifer sich des Unschuldigen annehmen werde, ihre Hoffnung wurde aber auf das bitterste getäuscht. D'Andilly hatte ruhig alles angehört, und erwiderte dann lächelnd mit Boileau's Worten: „Le vrai peut quelquefois n'être pas vraisemblable.“ — Er bewies der Scuderi, daß die auffallendsten Verdachtsgründe wider Bruffon sprächen, daß la Regnie's Verfahren keineswegs grausam und übereilt zu nennen, vielmehr ganz gesetzlich sey, ja daß er nicht anders handeln könne, ohne die Pflichten des Richters zu verletzen. Er, d'Andilly, selbst getraue sich nicht durch die geschickteste Vertheidigung Bruffon von der Tortur zu retten. Nur Bruffon selbst könne das entweder durch aufrichtiges Geständniß, oder wenigstens durch die genaueste Erzählung der Umstände bei dem Morde Cardillac's, die dann vielleicht erst zu neuen Ausmittelungen Anlaß geben würden. „So werfe ich mich dem Könige zu Füßen und flehe um Gnade,“ sprach die Scuderi ganz außer sich mit von Thränen halberstickter Stimme. „Thut das,“ rief d'Andilly, „um des Himmelswillen nicht, mein Fräulein! — Spart Euch dieses letzte Hülfsmittel auf, das, schlug es einmal fehl, Euch für immer verlorren ist. Der König wird nimmer einen Verbrecher d'er Art begnadigen, der bitterste Vorwurf des gefährdeten Volks würde ihn treffen. Möglich ist es, daß Bruffon durch Entdeckung seines Geheimnisses oder sonst Mittel findet, den wider ihn streitenden Verdacht aufzuheben. Dann ist es Zeit, des Königs Gnade zu erflehen, der nicht darnach fragen, was vor Gericht bewiesen ist oder nicht, sondern seine innere Ueberzeugung zu Rathe ziehen wird.“ — Die Scuderi mußte dem tief erfahrenen d'Andilly nothgedrungen beipflichten. In tiefen Kummer versenkt, sinnend und sinnend, was um der Jungfrau und aller Heiligen willen sie nun anfangen sollte, um den unglücklichen Bruffon zu retten, saß sie am späten Abend in ihrem Gemach, als die Martiniere eintrat und den Grafen von Miossens, Obristen von der Garde des Königs, meldete, der dringend wünsche, das Fräulein zu sprechen.

„Verzeiht, mein Fräulein,“ sprach Miossens, indem er sich mit soldatischem Anstande verbeugte, „wenn ich Euch so spät, so zu ungelegener Zeit überlaufe. Wir Soldaten machen es nicht anders, und zu dem bin ich mit zwei Worten entschuldigt. — Divier Bruffon führt mich zu Euch.“ Die Scuderi, hochgespannt, was sie jetzt wieder erfahren werde, rief laut: „Divier Bruffon? Der Unglücklichste aller Menschen? — was habt Ihr mit dem?“ „Dacht' ich's doch,“ sprach Miossens lächelnd weiter, „daß Eure's Schütlings Namen hinreichen würde, mir bei Euch ein geneigtes Ohr zu verschaffen. Die ganze Welt ist von Bruffons Schuld überzeugt. Ich weiß, daß Ihr eine andere Meinung hegt, die sich freilich nur auf die Beteuerungen des Angeklagten stützen soll, wie man gefagt hat. Mit mir ist es anders. Niemand als ich kann besser überzeugt seyn von Bruffons

Unschuld an dem Tode Cardillac's.“ „Redet, o redet,“ rief die Scuderi, indem ihr die Augen glänzten vor Freuden. „Ich war es selbst,“ sprach Miossens mit Hochdruck, „der den alten Goldschmidt niederstieß in dem Strafe St. Honoré unfern Eurem Hause.“ „Am aller Heiligen willen, Ihr — Ihr!“ rief die Scuderi, „und ich schwore es Euch, mein Fräulein,“ fuhr Miossens fort, „daß ich stolz bin auf meine That. Wißt, daß Cardillac der verruchteste, heuchlerischste Bösewicht, daß es war, der in der Nacht heimtückisch mordete und trolche, und so lange allen Schlingen entging. Ich weiß sehr nicht, wie es kam, daß ein innerer Verdacht sich in mir gegen den alten Bösewicht regte, als er voll schändlicher Unruhe den Schmuck brachte, den ich bestell, als er sich genau erkundigte, für wen ich den Schmuck bestellte, und als er auf recht listige Art meinen Kammerdiener ausgefragt hatte, wenn ich eine gewisse Dame zu besuchen pflegte. — Längst war es mir aufgefallen, daß bei unglücklichen Schlachtopfer der abscheulichsten Mordworte alle dieselbe Todeswunde trugen. Es war mir wohl, daß der Mörder auf den Stos, der augenblicklich tödten mußte, eingewirkt war und darauf rechnete. Schloß der fehl, so galt es den gleichen Kampf. Dieß ließ mich eine Vorsichtsmaßregel brauchen, die so einfach ist, daß ich nicht begreife, wie andere nicht längst darauf sitzen und sich retten von dem bedrohlichen Mordworte. Ich trug einen leichten Brustharnisch unter der Weste. Cardillac fiel mich von hinten an. Er umfaßte mich mit Riesenkraft, aber der sicher geführte Stos glitt ab an dem Eisen. In demselben Augenblick entwand ich mich ihm, und stieß ihm den Dolch, den ich in Bereitschaft hatte, in die Brust.“ „Und Ihr schwiegt,“ fragte die Scuderi, „Ihr zeigtet den Gerichten nicht an, was geschehen!“ „Erlaubt, mein Fräulein,“ sprach Miossens weiter, „zu bemerken, daß eine solche Anzeige mich, wenn nicht geradezu ins Verderben, doch in den abscheulichsten Prozeß verwickeln konnte. Hätte la Regnie, über all Verbrechen witternd, mir's denn geradehin angezeigt, wenn ich den rechtschaffenen Cardillac, das Muster aller Frömmigkeit und Tugend, des veruchten Verbrechens geklagt? Wie wenn das Schwert der Gerechtigkeit seine Spitze wider mich selbst gewandt?“ „Das war nicht möglich,“ rief die Scuderi, „Eure Geburt — Eure Stand!“ — „D,“ fuhr Miossens fort, „den doch an den Marschall von Luxemburg, den der Einsatz, sich von le Sage das Poroskop stellen zu lassen, in den Verdacht des Giftmordes und in die Bastille brachte. Nein, dem St. Dionys, nicht eine Stunde Freiheit, nicht meinen Ohrzettel geb' ich Preis dem rasenden la Regnie, der sein Messer gern an unsrerer aller Kehlen legte.“ „Aber so dringt ihr ja den unschuldigen Bruffon auf's Schicksal fort?“ fiel ihm die Scuderi ins Wort. „Unschuldig, mein Fräulein,“ erwiderte Miossens, „neamt Ihr die verruchten Cardillac's Spießgesellen? — der ihm beistand in seinen Thaten, der den Tod hundertmal verdient hat? — Nein, in der That, der blutet mit Recht, und daß ich Euch, mein hochverehrtes Fräulein, den wahren Zusammenhang der Sache entdeckte, geschah in der Voraussetzung, daß Ihr, ohne mich in die Hände der Chambre ardente zu liefern, doch mein Geheimniß auf irgend eine Weise für Eure Schützling zu verbergen würdet.“

Die Scuderi, im Innersten entzückt, ihre Ueberzeugung von Bruffon's Unschuld auf solch entscheidende Weise bestätigt zu sehen, nahm gar keinen Anstand, dem Miossens, der Cardillac's Verbrechen ja schon kannte, alles zu entdecken, und ihn aufzufordern, sich mit ihr zu d'Andilly zu begeben. Dem sollte unter dem Siegel der Verschwiegenheit Alles entdeckt werden, der solle dem Rath ertheilen, was nun zu beginnen.

D'Andilly, nachdem die Scuderi ihm Alles auf das genaueste erzählt hatte, erkundigte sich nochmals nach den geringfügigsten Umständen. Insbesondere fragte er den Grafen Miessens, ob er auch die selbe Ueberzeugung habe, daß er von Gardillac angefallen, und ob er Olivier Bruffon als denjenigen würde wieder erkennen können, der den Leichnam fortgetragen. „Außerdem,“ erwiederte Miessens, „daß ich in der mondhellten Nacht den Goldschmidt recht gut erkannte, habe ich auch bei la Regnie selbst den Dolch gesehen, mit dem Gardillac niedergestossen wurde. Es ist der meinige, ausgezeichnet durch die zierliche Arbeit des Griffs. Nur einen Schritt von ihm stehend gewährte ich alle Züge des Jünglings, dem der Hut vom Kopf gefallen, und würde ihn allerdings wieder erkennen können.“

D'Andilly sah schweigend einige Augenblicke vor sich nieder, dann sprach er: „Auf gewöhnlichem Wege ist Bruffon aus den Händen der Justiz nun ganz und gar nicht zu retten. Er will Mardons halber Gardillac nicht als Mordrüuber nennen. Das mag er thun, denn selbst, wenn es ihm gelingen müßte, durch Entdeckung des heimlichen Ausgangs, des zusammengekauften Schatzes dieß nachzuweisen, würde ihn doch als Mitverbundenen der Tod treffen. Dasselbe Verhältniß bleibt stehen, wenn der Graf Miessens die Begebenheit mit dem Goldschmidt, wie sie wirklich sich zutrug, den Richtern entdecken sollte. Aufschub ist das Einzige, wovon getrachtet werden muß. Graf Miessens begiebt sich nach der Conciergerie, läßt sich Olivier Bruffon vorstellen und erkundigt ihn für den, der den Leichnam Gardillac's fortgeschafft. Er eilt zu la Regnie und sagt: In der Straße St. Honoré sah ich einen Menschen niederknien, und stand dicht neben dem Leichnam, als ein Anderer hinzustram, sich zum Leichnam niederbückte, ihn, da er noch Leben spürte, auf die Schuttern lud und forttrug. In Olivier Bruffon habe ich diesen Menschen erkannt. Diese Aussage veranlaßt Bruffons nochmalige Vernehmung, Zusammenstellung mit dem Grafen Miessens. Genug, die Tortur unterbleibt und man forschet weiter nach. Dann ist es Zeit, sich an den König selbst zu wenden. Eurem Schatzkammerherrn, mein Fräulein! bleibe es überlassen, dieß auf die geschickteste Weise zu thun. Nach meinem Dafürhalten würd' es gut seyn, dem Könige das ganze Geheimniß zu entdecken. Durch diese Aussage des Grafen Miessens werden Bruffons Geständnisse unterstützt. Dasselbe geschieht vielleicht durch geheime Nachforschungen in Gardillac's Hause. Keinen Rechtspruch, aber des Königs Entscheidung, auf inneres Gefühl, das da, wo der Richter strafen muß, Gnade ausspricht, gestützt, kann das alles begründen.“ — Graf Miessens befolgte genau, was d'Andilly gerathen, und es geschah wirklich, was hierer vorhergesehen.

Nun kam es darauf an, den König anzugehen, und dieß war der schwierigste Punkt, da er gegen Bruffon, den er allein für den entsetzlichen Mordmörder hielt, welcher so lange Zeit hindurch ganz Paris in Angst und Schrecken gesetzt hatte, solchen Abscheu hegte, daß er, nur leise erinnert an den berühmten Prozeß, in den bestiglichen Jörn gerieth. Die Maintenon, ihrem Grundsatze, dem Könige nie von unangenehmen Dingen zu reden, getreu, verworf jede Vermittelung, und so war Bruffons Schicksal ganz in die Hand der Scuderi gelegt. Nach langem Sinnen faßte sie einen Entschluß eben so schnell als sie ihn ausführte. Sie kleidete sich in eine schwarze Robe von schwerem Seidengewebe, schmückte sich mit Gardillac's köstlichem Geschnitzte, hing einen langen, schwarzen Schleier über, und erschien so in den Gemächern der Maintenon zur Stunde, da eben der König zugegen. Die edle Gestalt des ehrwürdigen Fräuleins in diesen feierlichen Anzuge hatte eine Majestät, die tiefe Ehrfurcht

erwecken mußte, selbst bei dem losen Volk, das gewohnt ist, in den Vorzimmern sein leichtsinnig nichts beachtendes Wesen zu treiben. Alles wich scheinbar zur Seite, und als sie nun eintrat, stand selbst der König ganz verwundert auf und kam ihr entgegen. Da bligten ihm die köstlichen Diamanten des Halsbandes, der Armbänder ins Auge und er rief: „Weim Himmel, das ist Gardillac's Geschnitzte!“ Und dann sich zur Maintenon wendend, fügte er mit anmuthigem Lächeln hinzu: „Seht, Frau Marquise, wie unsere schöne Braut um ihren Bräutigam trauert.“ „Ei, gnädiger Herr,“ fiel die Scuderi, wie den Scherz fortschickend, ein, „wie würd' es ziemlich einer Schmerz erfüllten Braut, sich so glanzvoll zu schmücken? Nein, ich habe mich ganz losgesagt von diesem Goldschmidt, und dachte nicht mehr an ihn, träte mir nicht manchmal das abscheuliche Bild, wie er ermordet dicht bei mir vorübergetragen wurde, vor Augen.“

„Wie!“ fragte der König, „Ihr habt ihn gesehen, den armen Teufel?“ Die Scuderi erzählte nun mit kurzen Worten, wie sie der Zufall (noch erwähnte sie nicht der Einmischung Bruffons) vor Gardillac's Hause gebracht, als eben der Mord entdeckt worden. Sie schilderte Mardons wilden Schmerz, den Eindruck, den das Himmelskind auf sie gemacht, die Art, wie sie die Arme unter Zujauchzen des Volks aus Desgrais' Händen gerettet. Mit immer steigendem und steigendem Interesse begannen nun die Scenen mit la Regnie — mit Desgrais — mit Olivier Bruffon selbst. Der König, hingerissen von der Gewalt des lebendigsten Lebens, das in der Scuderi Rede glühte, gewährte nicht, daß von dem gebässigten Prozeß des ihm abscheulichen Bruffons die Rede war, vermochte nicht ein Wort hervorzubringen, konnte nur dann und wann mit einem Ausruf Luft machen der inneren Bewegung. Ehe er sich verfaß, ganz außer sich über das Unerhörte, was er erfahren, und noch nicht vermögend alles zu ordnen, lag die Scuderi schon zu seinen Füßen und flehte um Gnade für Olivier Bruffon.

„Was thut Ihr?“ brach der König los, indem er sie bei beiden Händen faßte und in den Sessel nöthigte, „mein Fräulein! — Ihr überrascht mich auf seltsame Weise! — Das ist ja eine entsetzliche Geschichte! — Wer bürgt für die Wahrheit der abentheuerlichen Erzählung Bruffons?“ Darauf die Scuderi: „Miessens Aussage — die Untersuchung in Gardillac's Hause — innere Ueberzeugung — ach! Mardons tugendhaftes Herz, das gleiche Tugend in dem unglücklichen Bruffon erkannte!“ — Der König, im Begriff etwas zu erwiedern, wandte sich auf ein Geräusch um, das an der Thüre entstand. Louvois, der eben im andern Gemache arbeitete, sah hinein mit besorglicher Miene. Der König stand auf und verließ, Louvois folgend, das Zimmer. Beide, die Scuderi, die Maintenon hielten diese Unterbrechung für gefährlich, denn ein Ueberrascht, mochte der König sich hüten, in die gestellte Falle zum zweitenmal zu gehen. Doch nach einigen Minuten trat der König wieder hinein, schritt rasch ein paar Mal im Zimmer auf und ab, stellte sich dann, die Hände über den Rücken geschlagen, dicht vor der Scuderi hin und sprach, ohne sie anzublicken, halb leise: „Wohl möcht' ich Eure Mardon sehen!“ — Darauf die Scuderi: „O mein gnädiger Herr, welches hohen — hohen Glücks würdigt Ihr das arme, unglückliche Kind — ach, nur Eures Winkes bedurfte es ja, die Kleine zu Euren Füßen zu setzen.“ Und trippelte dann, so schnell sie es in den schweren Kleidern vermochte, nach der Thür und rief hinaus, der König wolle Mardon Gardillac vor sich lassen, und kam zurück und weinte und schluchzte vor Entzücken und Nührung. Die Scuderi hatte solche Gunst geahnet, und daher Mardon mitgenommen, die bei der Marquise Kammerfrau wartete mit einer kurzen Bittschrift in den Händen, die

ihre d'Andilly aufgesetzt. In wenig Augenblicken lag sie sprachlos dem Könige zu Füßen. Angst — Bestürzung — scheue Eorfurcht — Liebe und Schmerz trieben der Armen rascher und rascher das siedende Blut durch alle Adern. Ihre Wangen glühten in hohem Purpur — die Augen glänzten von hellen Thränenperlen, die dann und wann hinabfielen durch die seidnen Wimpern auf den schönen Lilienbusen. Der König schien betroffen über die wunderbare Schönheit des Engelskinds. Er hob das Mädchen sanft auf, dann machte er eine Bewegung, als wolle er ihre Hand, die er gefaßt, küssen. Er ließ sie wieder und schaute das holde Kind an mit thränenfeuchtem Blick, der von der tiefsten innern Nührung zeigte. Leise lächelte die Maintenon der Scuderi zu: „Sieht sie nicht der la Valliere ähnlich auf ein Haar, das kleine Ding? — Der König schwelgt in den süßesten Erinnerungen. Euer Spiel ist gewonnen.“ — So leise dieß auch die Scuderi sprach, doch schien es der König vernommen zu haben. Eine Rötthe überflog sein Gesicht, sein Blick streifte bei der Maintenon vorüber, er las die Supplik, die Mabelon ihm überreicht, und sprach dann mild und gütig: „Ich will's wohl glauben, daß Du, mein liebes Kind, von Deines Geliebten Unschuld überzeugt bist, aber hören wir, was die Chambre ardente dazu sagt!“ — Eine sanfte Bewegung mit der Hand verabschiedete die Kleine, die in Thränen verschwimmen wollte. — Die Scuderi gewahrte zu ihrem Schreck, daß die Erinnerung an die Valliere, so erprießlich sie anfangs geschieden, des Königs Sinn geändert hatte, so wie die Maintenon den Namen genannt. „Noch! es seyn, daß der König sich auf unzarte Weise daran erinnert fühlte, daß er im Begriff stehe, das strenge Recht der Schönheit aufzuopfern; oder vielleicht ging es dem Könige wie dem Träumer, dem, hart angerufen, die schönen Zauberbilder, die er zu umfassen gedachte, schnell verschwinden. Vielleicht sah er nun nicht mehr seine Valliere vor sich, sondern dachte nur an die soeur Louise de la Miséricorde (der Valliere Klostername bei den Carmeliter-Nonnen), die ihn peinigte mit ihrer Frömmigkeit und Buße. — Was war jetzt anders zu thun, als des Königs Beschlüsse ruhig abzuwarten.

Des Grafen Mioussens Aussage vor der Chambre ardente war indessen bekannt geworden, und wie es zu geschehen pflegt, daß das Volk leicht getrieben wird von einem Extrem zum andern, so wurde derselbe, den man erst als den verruchteften Mörder versuchte und den man zu zerreißen drohte, noch ehe er die Blutbühne bestiegen, als unschuldig Opfer einer barbarischen Justiz beklagt. Nun erst erinnerten sich die Nachbarn seines tugendhaften Wandels, der großen Liebe zu Mabelon, der Treue, der Ergebenheit mit Leib und Seele, die er zu dem alten Goldschmidt gehabt. — Ganze Jüge des Volks erschienen oft auf bedrohliche Weise vor la Regnie's Pforten und schrien: „Sieh uns Olivier Bruffon heraus, er ist unschuldig!“ und warfen wohl gar Steine nach den Fenstern, so daß la Regnie genöthigt war, bei der Mareschauffee Schutz zu suchen vor dem erzürnten Pöbel.

Mehrere Tage veranging, ohne daß der Scuderi von Olivier Bruffons Prozeß nur das mindeste bekannt wurde. Ganz trostlos begab sie sich zur Maintenon, die aber versicherte, daß der König über die Sache schweige, und es gar nicht gerathen scheine, ihn daran zu erinnern. Fragte sie nun noch mit sonderbarem Lächeln, was denn die kleine Valliere machte? so überzeugte sich die Scuderi, daß tief im Innern der stolzen Frau sich ein Verdruß über eine Angelegenheit reate, die den reizbaren König in ein Gebiet locken konnte, auf dessen Zaubern sie sich nicht verstand. Von der Maintenon konnte sie daher gar nichts hoffen.

Endlich mit d'Andilly's Hülfe gelang es der Scu-

deri, auszukundschaften, daß der König eine lange geheime Unterredung mit dem Grafen Mioussens gehabt. Ferner, daß Bontems, des Königs vertrautester Kammerdiener und Geschäftsträger, in der Conciertgalerie gewesen und mit Bruffon gesprochen, daß endlich in einer Nacht eben derselbe Bontems mit mehreren Leuten in Cardillac's Hause gewesen und sich lange darin aufhalten. Claude Patru, der Bewohner des untern Stockes, versicherte, die ganze Nacht habe es über seinem Kopfe gepölkert, und gewiß sey Olivier dabei gewesen, denn er habe seine Stimme genau erkannt. So viel war also gewiß, daß der König selbst dem wahren Zusammenhange der Sache nachforschen ließ, unbegrifflich blieb aber die lange Verzögerung des Beschlusses. La Regnie mochte alles aufbieten, das Opfer, das ihm entriszen werden sollte, zwischen den Zähnen festzuhalten. Das verbot jede Hoffnung im Aufsteigen.

Einige Monate waren vergangen, da ließ die Maintenon der Scuderi sagen, der König wünschete heute Abend in ihren, der Maintenon Gemächer zu sehn.

Das Herz schlug der Scuderi hoch auf, sie wußte, daß Bruffons Sache sich nun entscheiden würde. Sie sagte es der armen Mabelon, die zur Jungfrau, zu allen Heiligen inbrünstig betete, daß sie doch nur in dem König die Ueberzeugung von Bruffons Unschuld erreichen möchten.

Und doch schien es, als habe der König die ganze Sache vergessen, denn wie sonst, weilend in anmuthigen Gesprächen mit der Maintenon und der Scuderi, gedachte er nicht mit einer Sylbe des armen Bruffons. Endlich erschien Bontems, näherte sich dem Könige und sprach einige Worte so leise, daß beide Damen nichts davon verstanden. — Die Scuderi erbehte im Innern. Da stand der König auf, schritt auf die Scuderi zu und sprach mit leuchtenden Blicken: „Ich wünsche Euch Glück, mein Fräulein! — Euer Schützling, Olivier Bruffon ist frei!“ — Die Scuderi, der die Thränen aus den Augen stürzten, keines Wortes mächtig, wußte sich dem Könige zu Füßen werfen. Der hinderte sie davon, sprechend: „Geht, geht! Fräulein, Ihr seht Parlamentsadvokat seyn und meine Redetänzel aufschreiben, denn beim heiligen Dionis, Eurer Bredensamkeit widersteht Niemand auf Erden. — Doch,“ fügte er ernster hinzu, „wen die Tugend in Schutz nimmt, was der nicht sicher seyn vor jeder bösen Anklage, vor der Chambre ardente und allen Gerichtshöfen in der Welt!“ — Die Scuderi fand nun Worte, die sich in den glühendsten Dank ergossen. Der König unterbrach sie, ihr ankündigend, daß in ihrem Hause sie selbst ein feurigerer Dank erwarte, als er von ihr fordern konnte, denn wahrscheinlich umarme in diesem Augenblicke der glückliche Olivier schon seine Mabelon. „Bontems hat Euch tausend Louis auszahlen,“ so schloß der König, „die gebt in meinem Namen der Kleinen als Bezahlung. Mag sie ihren Bruffon, der solch ein Glück gar nicht verdient, heirathen, aber dann sollen Beide fort aus Paris. Das ist mein Wille.“

Die Martiniere kam der Scuderi entgegen mit zwei schen Schritten, hinter ihr her Baptiste, Beide mit vor Freude glänzenden Gesichtern, Beide jauchzend schreiend: „Er ist hier, er ist frei!“ — o die lieben jungen Leute!“ Das seelige Paar stürzte der Scuderi zu Füßen. „D ich habe es ja geahnt, daß Ihr, Ihr alle mir den Gatten retten würdet,“ rief Mabelon. „Wah der Glaube an Euch, meine Mutter, stand ja fast in meiner Seele,“ rief Olivier, und Beide küßten die würdigen Dame die Hände und vergossen tausend heiße Thränen. Und dann umarmten sie sich wieder und theuerten, daß die überirdische Seligkeit dieses Augen-

hiefs alle namenlose Leiden der vergangenen Tage aufwiege; und schworen, nicht von einander zu lassen bis in den Tod.

Nach wenigen Tagen wurden sie verbunden durch den Segen des Priesters. Wäre es auch nicht des Königs Wille gewesen, Bruffon hätte doch nicht in Paris bleiben können, wo ihn alles an jene entsetzliche Zeit der Unthaten Gardillacs erinnerte, wo irgend ein Zufall das böse Geheimniß, nun noch mehreren Personen bekannt worden, feindselig enthüllen und sein friedliches Leben auf immer verflören konnte. Gleich nach der Hochzeit zog er, von den Segnungen der Scuderi begleitet, mit seinem jungen Weibe nach Genf. Reich ausgestattet durch Mabelons Brautschag, begabt mit seltner Geschicklichkeit in seinem Handwerk, mit jeder bürgerlichen Tugend, ward ihm dort ein glückliches, sorgenfreies Leben. Ihm wurden die Hoffnungen erfüllt, die den Vater geäußert hatten bis in das Grab hinein.

Ein Jahr war vergangen seit der Abreise Bruffons, als eine öffentliche Bekanntmachung erschien, gezeichnet von Harloy de Chauvalon, Erzbischof von Paris, und von dem Parlaments-Advokaten Pierre Arnaud d'Andilly, des Inhalts, daß ein reuiger Sünder unter dem Siegel der Beichte, der Kirche einen reichten geraubten Schatz an Juwelen und Geschmeide übergeben. Jeder, dem etwa bis zum Ende des Jahres 1680 vorzüglich durch mörderischen Anfall auf öffentlicher Straße ein Schmuck geraubt worden, solle sich bei d'Andilly melden, und werde, treffe die Beschreibung des ihm geraubten Schmucks mit irgend einem vorgefundenen Kleinod genau überein, und finde sonst kein Zweifel gegen die Rechtmäßigkeit des Anspruchs statt, den Schmuck wieder erhalten. — Viele, die in Gardillacs's Liste als nicht ermordet, sondern bloß durch einen Faustschlag betäubt aufgeführt waren, fanden sich nach und nach bei dem Parlamentsadvokaten ein, und erhielten zu ihrem nicht geringen Erstaunen das ihnen geraubte Geschmeide zurück. Das Uebrige fiel dem Schatz der Kirche zu St. Eustache anheim.

Sylvesters Erzählung erhielt den vollen Beifall der Freunde. Man nannte sie deshalb wahrhaft serapionisch, weil sie auf geschichtlichen Grund gebaut, doch hinaufsteige ins Fantastische.

„Es ist,“ sprach Lothar, „unserm Sylveste in der That ein misliches Wagniß gut genug gelungen. Für ein solches hatte ich nämlich die Schilderung eines alten gelehrten Fräuleins, die in der Straße St. Honoré eine Art von Bureau d'Esprit aufgeschlagen, in das uns Sylveste blicken lassen. Unsere Schriftstellerinnen, denen ich übrigens, sind sie zu hohen Jahren gekommen, alle Liebenswürdigkeit, Würde und Anmuth der alten Dame in der schwarzen Robe recht herzlich wünsche, würden gewiß mit Dir, o mein Sylveste, hätten sie Deine Geschichte angehört, zufrieden seyn, und Dir auch allenfalls den etwas gräßlichen und grausigen Gardillac verzeihen, den Du wahrscheinlich ganz und gar fantastischer Inspiration verdankst.“

„Doch,“ nahm Othmar das Wort, „erinnere ich mich irgendwo von einem alten Schuster zu Venedig gelesen zu haben, den die ganze Stadt für einen fleißigen frommen Mann hielt, und der der verruchteste Mörder und Räuber war. So wie Gardillac, schlich er sich zur Nachtzeit fort aus seiner Wohnung und hinein in die Paläste der Reichen. In der tiefsten Finsternis traf sein sicher geführter Dolchstoß den, den er berauben wollte, ins Herz, so daß er auf der Stelle lautlos niedersank. Vergebens blieb alles Mühen der schlauesten und thätigsten Polizei, den Mörder, vor dem zuletzt ganz Venedig erbebt, zu ergreifen, bis endlich ein Umstand die Auf-

merksamkeit der Polizei erregte und den Verdacht auf den Schuster leitete. Der Schuster erkrankte nämlich, und sonderbar schien es, daß, so lange er sein Lager nicht verlassen konnte, die Mordthaten aufhörten, so wie er gesundet, aber wieder begannen. Unter irgend einem Vorwande warf man ihn ins Gefängniß, und das Vermuthete traf ein. So lange der Schuster verhaftet, blieben die Paläste sicher, so wie man ihn, da es an jedem Beweise seiner Unthaten mangelte, losgelassen, fielen die unglücklichen Opfer verruchter Raubsucht aufs neue. Endlich erpreßte ihm die Folter das Geständniß, und er wurde hingerichtet. Merkwürdig genug war es, daß er von dem geraubten Gut, das man unter dem Fußboden seines Zimmers fand, durchaus keinen Gebrauch gemacht hatte. Sehr naiv versicherte der Kerl, er habe dem Schutzpatron seines Handwerks, dem heiligen Rochus gelobt, nur ein gewisses rundes Stämmchen zusammenzurauen, dann aber einzuhalten, und Schade sey es nur, daß man ihn ergriffen, ehe er es zu jenem Stämmchen gebracht.“

„Von dem venetianischen Schuster,“ sprach Sylveste, „weiß ich nichts; soll ich Euch aber treu und ehrlich die Quellen angeben, aus denen ich schöpfte, so muß ich Euch sagen, daß die Worte der Scuderi: *Un amant qui craint, etc.*, wirklich von ihr und zwar beinahe auf denselben Anlaß, wie ich es erzählt, gesprochen worden sind. Auch ist die Sache mit dem Geschenk von Räuberhänden durchaus keine Geburt des von günstiger Luft befruchteten Dichters. Die Nachricht davon findet Ihr in einem Buche, wo Ihr sie gewiß nicht suchen würdet, nämlich in Wagenfels's Chronik von Nürnberg. Der alte Herr erzählt nämlich von einem Besuch, den er während seines Aufenthalts in Paris bei dem Fräulein von Scuderi abgestattet, und ist es mir gelungen, das Fräulein würdig und anmuthig darzustellen, so habe ich das lediglich der angenehmen Courtoise zu danken, mit der Wagenfelsius von der alten geistreichen Dame spricht.“

„Wahrhaftig,“ rief Theodor lächelnd, „in einer Nürnberger Chronik das Fräulein von Scuderi anzutreffen, dazu gehört ein Dichterglück, wie es unserm Sylveste beschieden. Ueberleuchtet er uns heute nicht in seiner Zweifelt als Theaterdichter und Erzähler wie das Gestirn der Dioskuren?“

„Das ist das,“ sprach Vinzenz, „was ich eben impertinent finde. Der, der ein gutes Stück geschrieben, muß sich auch nicht noch herausnehmen wollen, gut zu erzählen.“

„Seltam ist es aber doch,“ nahm Cyprian das Wort, „daß Schriftsteller, die lebendig erzählen, die Charakter und Situation gut zu halten wissen, oft an dem Dramatischen gänzlich scheitern.“

„Sind,“ sprach Lothar, „die Bedingungen des Drama's und der Erzählung aber nicht in ihren Grund-Elementen so von einander verschieden, daß selbst der Versuch, den Stoff einer Erzählung zu einem Drama zu verarbeiten, oft mißlingt und mißlingen muß? — Ihr versteht mich, daß ich von der eigentlichen Erzählung spreche, und alles Novellenartige ausschliesse, das oft den Keim in sich trägt, aus dem das wahre Drama hervorsproßt, wie ein schöner, herrlicher Baum.“

„Was haltet Ihr von der angenehmen Idee,“ begann Vinzenz, „aus einem Schauspiel eine Erzählung zu machen? — Vor mehreren Jahren las ich Iflands Jäger als Erzählung bearbeitet, und Ihr könnt gar nicht glauben, wie ungemein allerliebste und rührend sich das Antontchen mit dem blanken Hirschfänger und des Rieckchen mit dem verlorenen Schuh ausnahmen. Sehr herrlich war es auch, daß der Verfasser oder Bearbeiter ganze Szenen beibehalten und nur das: sprach er — erwie-

derte sie, — zwischen die verschiedenen Reden gesetzt hatte. Ich versichere Euch, daß ich erst dann, als ich diese Erzählung gelesen, die wahrhafte poetische Schwärmerrei, das tiefgeföhnte und großartig röhrende von Islands Jägern eingesehen. Nebenher ist mir aber auch die wissenschaftliche Tendenz dieses Drama's aufgegangen, und ich kann es nicht tabeln, daß in jener Bibliothek unter der Rubrik: Forstwissenschaft, sich auch Islands Jäger befanden."

"Schweige Skurrilität," rief Lothar, „und gönne mit uns ein gürtiges Ohr dem würdigen Serapionsbrüder, der, wie ich bemerke, so eben ein Manuskript aus der Tasche gezogen hat."

"Ich habe," sprach Theodor, „mich dießmal in ein anderes Feld gewagt, und bitte im voraus um Eure Nachsicht. Uebrigens liegt meiner Erzählung eine wirkliche Begebenheit zum Grunde, die mir indessen durch kein Buch, sondern durch Tradition zugekommen."

Theodor las:

Spieler-Glück.

Mehr als jemals war im Sommer 18. . Pyrmont besucht. Von Tage zu Tage mehrte sich der Zufluß vornehmer reicher Fremden und machte den Wettseifer der Spekulanten jeder Art rege. So kam es denn auch, daß die Unternehmer der Karobank dafür sorgten, ihr gleiches des Gold in größern Massen aufzubäufen als sonst, damit die Lockpreise sich bewähre auch bei dem edelsten Wilde, das sie, gute geübte Jäger, anzukörnen gedachten.

Wer weiß es nicht, daß, zumal zur Badezeit, an Wälderorten, wo jeder, aus seinem gewöhnlichen Verhältnis getreten, sich mit Vorbedacht hingiebt freier Muße, sinnzerstreuendem Vergnügen, der anziehende Zauber des Spiels unübersteiglich wird. Man sieht Personen, die sonst keine Karte anrühren, an der Bank als die eifrigsten Spieler, und überdem will es auch, wenigstens in der vornehmeren Welt, der gute Ton, daß man jeden Abend bei der Bank sich einfinde und einiges Geld verspiele.

Von diesem unübersteiglichen Zauber, von dieser Regel des guten Tons schien allein ein junger deutscher Baron — wir wollen ihn Siegfried nennen — keine Notiz zu nehmen. Gilt alles an den Spieltisch, wurde ihm jedes Mittel, jede Aussicht sich geistreich zu unterhalten, wie er es liebte, abgeschnitten, so zog er es vor, entweder auf einsamen Spaziergängen sich dem Spiel seiner Fantasie zu überlassen, oder auf dem Zimmer dieses, jenes Buch zur Hand zu nehmen, ja wohl sich selbst im Dichten — Schriftstellen zu versuchen.

Siegfried war jung, unabhängig, reich, von edler Gestalt, anmuthigem Wesen, und so konnte es nicht fehlen, daß man ihn hochschätzte, liebte, daß sein Glück bei den Weibern entschieden war. Aber auch in allem, was er nur beginnen, unternehmen mochte, schien ein besonderer Glückstern über ihn zu wachen. Man sprach von allerlei abentheuerlichen Liebeshändeln, die sich ihm aufgedrungen und die, so verderblich sie allem Anschein nach jedem Andern gewesen seyn würden, sich auf unglaubliche Weise leicht und glücklich auflösten. Vorzüglich pflegten aber die alten Herrn aus des Barons Bekanntschaft, wurde von ihm, von seinem Glück gesprochen, einer Geschichte von einer Uhr zu erwähnen, die sich in seinen ersten Jünglingsjahren zugetragen. Es begab sich nämlich, daß Siegfried, als er noch unter Vormundschaft stand, auf einer Reise ganz unerwartet in solch dringende Geldnoth gerieth, daß er, um nur weiter fortzukommen, seine goldne mit Brillanten reich besetzte Uhr verkaufen mußte. Er war darauf gefaßt, die kostbare Uhr um geringes Geld zu verschleudern; da es sich aber traf, daß in demselben Hotel, wo er eingekehrt, ge-

rade ein junger Fürst solch ein Kleinod suchte, so erhielt er mehr, als der eigentliche Werth betrug. Ueber ein Jahr war vergangen, Siegfried schon sein eigener Herr worden, als er an einem andern Ort in den öffentlichen Blättern las, daß eine Uhr ausgestellt werden sollte. Er nahm ein Loos, das eine Kleinigkeit kostete und gewann die goldne, mit Brillanten besetzte Uhr, die er verkauft. Nicht lange darauf vertauschte er diese gegen einen kostbaren Ring. Er kam bei dem Fürsten von A. auf kurze Zeit in Dienste, und dieser schickte ihn bei seiner Entlassung als ein Andenken seines Wohlwollens dieselbe goldne, mit Brillanten besetzte Uhr mit reichlicher Rente! —

Von dieser Geschichte kam man denn auf Siegfrieds Eigensinn, durchaus keine Karte anrühren zu wollen, wozu er bei seinem entschiedenen Glück um so mehr Anlaß habe, und war bald darüber einig, daß der Baron bei seinen übrigen glänzenden Eigenschaften ein Krieger sey, viel zu ängstlich, viel zu engberzig, um sich auch nur dem geringsten Verlust auszuliegen. Darauf, daß das Betragen des Barons jedem Verbot des Glückes ganz entschieden widersprach, wurde nicht geachtet, und wie es denn nun zu geschehen pflegte, daß die meisten recht darauf erpicht sind, dem Willen irgend eines hochbeachteten Mannes ein bedeutendes Ueber hinzuzufügen zu können, und dieses Ueber irgendwo aufzufinden wissen, sollte es auch in ihrer eignen Entscheidung ruhen, so war man mit jener Deutung von Siegfrieds Widerwillen gegen das Spiel gar höchlich zufrieden.

Siegfried erfuhr sehr bald, was man von ihm behauptete, und da er, hochberzig und liberal wie er war, nichts mehr haßte, verabscheute, als Knickerei, so beschloß er nun die Verläumder zu schlagen, so sehr er auch das Spiel anheim mochte, sich mit ein paar hundert Louisd'or und auch wohl mehr loszukaufen von dem schlimmen Verdacht. — Er fand sich bei der Bank ein mit dem festen Vorfaß, die bedeutende Summe, die er eingesteckt, zu verlieren; aber auch im Spiel wurde ihm das Glück, das ihm in Allem, was er unternahm, zur Seite stand, nicht untreu. Von einem die er wählte, gewann. Die kabbalistischen Berechnungen alter geübter Spieler scheiterten an dem Glück des Barons. Er mochte die Karte wechseln, er mochte die selbe fortsetzen, gleichviel, immer war sein der Baron gab das seltene Schauspiel eines Vorwurfs, der darüber außer sich gerathen will, weil die Karte ihm zuschlagen, und so nahe die Erklärung dieses Benehmens lag, schaute man sich doch an mit bewundernden Gesichtern und gab nicht unendlich zu verstehen, der Baron könne, von dem Hange zum Sonderbaren fortgerissen, zuletzt in einigen Wahnsinn verfallen, denn wahrhaftig müßte doch der Spieler seyn, der sich sein Glück entsetze.

Eben der Umstand, daß er eine bedeutende Summe gewonnen, nöthigte den Baron fortzuspielen und so, da aller Wahrscheinlichkeit gemäß, dem bedeutenden Gewinn ein noch bedeutenderer Verlust folgen müßte, das durchzusetzen, was er sich vorgenommen. Aber kein Bedrücktes traf das ein, was man vermuthen konnte, denn sich ganz gleich blieb das entschiedene Glück des Barons.

Ohne daß er es selbst bemerkte, regte sich in dem Innern des Barons die Lust an dem Karospiele, das in seiner Einfachheit das verhängnisvollste ist, mehr und mehr auf.

Er war nicht mehr unzufrieden mit seinem Glück, das Spiel festsetzte seine Aufmerksamkeit und hielt ihn fest ganze Nächte hindurch, so daß er, da nicht der Gewinn, sondern recht eigentlich das Spiel ihn angezog, mehr